

Zeitschrift: Jahresbericht / Evangelisches Sozialheim Sonnenblick, Walzenhausen
Herausgeber: Evangelisches Sozialheim Sonnenblick, Walzenhausen
Band: 37 (1969-1970)

Rubrik: 37. Jahresbericht

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

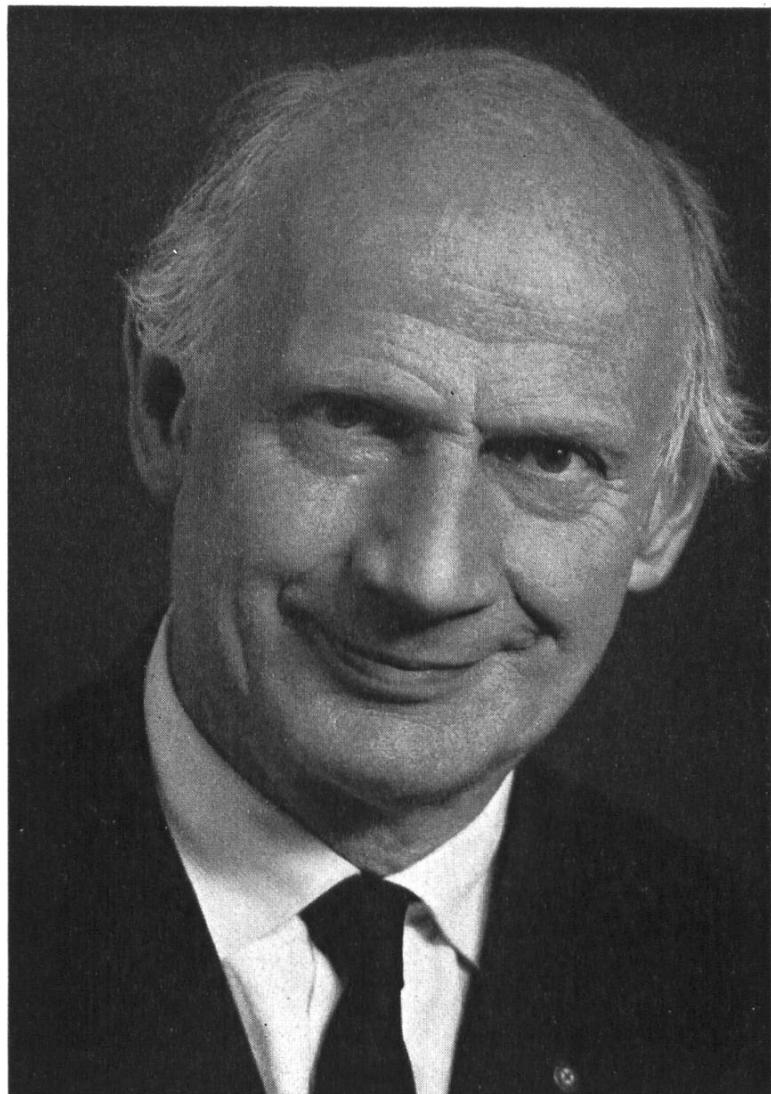


37. Jahresbericht
der Stiftung Evangelisches Sozialheim

Sonneblick

Walzenhausen AR

Mai 1970



Paul Vogt
dem Gründer des «Sonneblicks»
zum 70. Geburtstag

Zum Geleit

*«Uebt jemand Barmherzigkeit,
so tue er es mit heiterem Sinn.»*

In «Sonneblick»-Berichten geht es nicht feierlich zu, denn ein «Sonneblick»-Jahr dort oben auf der sonnigen Terrasse lebt sich erdennah. Menschen, die in unseren Häusern ein- und ausgehen, wissen um Hoffnung und um Enttäuschung. Sie wissen, wie Menschen sich im Alltag zerstreiten können, wieviel zwar auch Liebe ausrichtet, auch was Hass anrichtet. Wie Leben gezeichnet wird, was echtes Leben auszeichnet. Wie Kräfte gefordert sind, um dieser bunten Schar Menschen gerecht zu werden, und wie rasch einem die Kraft des Ra-tens abhanden kommen kann.

Hier wird für das tägliche Brot noch gedankt. Man weiss sehr intensiv, dass in der Welt gehungert wird. Viele unserer Gäste tragen ihre kleinen, oft aber auch beschämend grossen Gaben bei, um im Spenden von «Brot für Brüder» diesen nahe zu sein, ob sie in Sizilien oder Apulien mühsam an einer neuen Zukunft bauen oder in Indonesien den Schritt in die harte Neuzeit tun, um sie zu bestehen.

In «Sonneblick»-Berichten wird man sehr rasch zur Sache gerufen: zur gemeinsamen Sache, zur getrosten Sache, weil es Seine Sache ist, «an der wir stehn», wie es vor 100 Jahren der Basler Münsterpfarrer gesungen hat. Weil der Herr unser Sachwalter ist, darum weiss man unter Hausfamilie und Gästen, wieviel bewahrter der Mensch ist, als er sich eingestehst, wie Lebensleere schwindet, wenn Christus wieder Platz gewinnt. Das macht das Leben in dieser stillen Ecke im Appenzeller Vorderland so spannend: der Herr steht über Wissen und Verstehen zu seiner Sache, bis in das hausbackene, kleine, alltägliche Leben von Menschen, die gemeinschaftlich zusammenzuleben wagen. Hausbacken geht es zu, weil man nur portionenweise lebt, mit jener Portion Güter und Gaben, die einem von Freunden ein ganzes Jahr hindurch geschenkt werden, als sichtbares Zeichen der Güte des Herrn, der Menschenherzen bewegt und Hände öffnet und Kellerräume füllt.

Wo man sich mit Menschen einlässt, da ist man gefordert, das Nächstliegende zu tun, den Nächsten ernst zu nehmen, wie er ist, auch geworden ist, in seiner geführten oder verführten Vergangenheit, auch da, wo die Wunden nicht heilen wollen. Sich so auf den Menschen einlassen, bringt bald einmal die Erfahrung der Ueberforderung mit. So teilt man im Gespräch die Aengste, die andere unsichtbar und mutig verborgen vor fremden Augen mit sich tragen.

Nein, von Helden dürfen wir nicht reden, aber von Lastenträgern, die einem immer wieder Achtung abringen.

So teilt man auch gerne den Blick in die Zukunft, in der nur Er, der Herr, die Sorgenschwere nehmen kann und uns darin noch hoffnungs- und erwartungsfroh zu bewahren vermag.

«Sonneblick»-Freunde danken all denen, die den Mut gefunden haben, irgendwo oder irgendwann es beim Mitmenschen auszuhalten, als Hoffende und immer wieder zum Dienst Bereite, so wenig zugkräftig dies in unserer lustbetonten Zeit geworden ist.

Sie danken es heute auch Paul Vogt und wagen es einmal, sich diesen Dank vom Herzen wegzusagen. Er, der «Sonneblick»-Gründer und -Vater, wird es sich einmal gefallen lassen müssen. Ein solcher Danktag ist ja vor allem Gelegenheit bei Jenem nachzufragen, der hier im Leben eines Menschen über Jahrzehnte hin Aufgaben, Stunden der Hoffnung und des Bangens, des Aufhorchens und Gehorchens geschrieben hat: Gott. Damals sprach man wohl kaum von «Engagement». Aber die Sache war da. Mit ihm standen mehrere Sachwalter der Kleinen und Gefährdeten auf. Es schlug die Stunde der Arbeitslosen. Sie ging nicht ungehört vorüber. Es schlug die Stunde des Flüchtlings. Es verschlug manchen an das helvetische Ufer, das so wenig selbstverständlich rettendes Ufer werden wollte. Es hatte so mancher Schweizerbürger Mühe zu verstehen, dass Retterdienst nicht vor Rasse und Sprache haltnachen dürfe, dass aber Vorurteile Totengräber der Menschlichkeit sind.

Um Christi willen wurden Menschen mit Paul Vogt, Menschen aus allen Kreisen über konfessionelle Schranken hinweg und quer durch alle politischen Gruppierungen bewusst zu Teilhabern an der unermesslich beschämenden Menschennot, mit Paul Vogt aber auch zu Teilhabern an einer neuen Freundschaft, die geprägt ist von Kampf- und Hilfsgeist, zusammengeschweisst auch durch die gemeinsame Anfeindung und Gefährdung. Sind hier nicht auch jene zu nennen, die mit ihm dies Jahr Jubilare geworden sind: in Bern Carl Lutz, ehemals Generalkonsul in Budapest, der in seinem Heim in Bern seinen 75. Geburtstag feiern durfte. Man erinnere sich seines unermüdlichen Einsatzes für die in Ungarn vor allem nach dem Einmarsch der Deutschen im März 1944 bedrängten und gejagten Juden, denen er wo immer und solange er konnte mit Schutzbriefen und schweizerischen Auswanderungspässen den Weg in Rettung und Freiheit geöffnet hat, und dies unter eigener Lebensgefahr. Mit dem Ehrenbürgerrecht der Heimatgemeinde Walzenhausen wird dieser Einsatz für Menschen in Bedrängnis auch für jüngere Generationen in Erinnerung behalten;

in Au (St. Gallen) Paul Grüninger, ein Mann, der als damaliger kantonaler Polizeihauptmann in Widerstreit zwischen sturer bürokratischer Pflichterfüllung und menschlichem Empfinden geraten war, als er die Wellen von Flüchtlingen an unseren Grenzen branden sah. Eben war Oesterreich dem Reich einverleibt worden. Politische Flüchtlinge, Juden suchten in der Schweiz Einlass, Menschen, die grösstenteils dem sicheren Tod geweiht, der Willkür ihrer Verfolger ausgeliefert waren. In Gewissensnot entschied er sich lieber für eine Ueberschreitung seiner eng gezogenen amtlichen Befugnisse, und büsstet dafür mit Verlust von Amt, Stelle und Pensionsanspruch. Der bald 80jährige stand mit vielen an derselben Front der Menschlichkeit.

Im Leben solcher Zeitgenossen kann man noch heute dunkle Seiten von Schweizer- und Weltgeschichte nachschlagen. Aber auch helle Seiten sind nachzulesen, mit vielen Namen von Menschen, die mitten in der Schwere der Zeit das Aufgebot, die «militia Christi» angenommen haben. Gott braucht Menschen. Er findet sie zu jeder Zeit, woher und wie auch verpackt der Ruf kommt, in Arbeitslosigkeit oder Flüchtlingsschicksal, im Schweizer- oder Judenmenschen, woher und wie auch der Wind Gottes bläst. Ein Sprichwort, dem wir kürzlich in einer amerikanischen Schrift begegnet sind, sagt: «Gott gibt den Wind,
wir setzen die Segel.»

Bei Paul Vogt sind es viele Jahrzehnte, sieben Jahrzehnte geworden, und viele davon waren randvoll diesem einen gewidmet: Segel zu setzen! Er hat Schweizern und anderen Mut gemacht, ihr kleines oder grosses Segel zu setzen, für Gottes Rufwind Segel zu setzen. Zwar rühmt er dies so freigebig wie kaum ein anderer anderen nach, so etwa in einem Brief aus der Zeit der mühsam anlaufenden Flüchtlingshilfe, worin er einem jungen Aargauer Amtsbruder Mut zum Segelsetzen machte:

«Ihr habt uns gestärkt und erquickt mit eurer Liebe, und ihr habt uns eine grosse Ermutigung geschenkt, die wieder einmal im rechten Augenblick eintraf.»

Wir aber waren die Ermutigten, durch ihn.

Diese Segelfahrt auf Hilfe aus für Menschen in politischer, rassischer und Glaubens-Seenot gibt allem Feiern den soliden Hintergrund, den nüchternen Ton. Es geht darum, die Sache, den Dienst am Schwachen, Verfolgten, Beladenen unserer Tage in innerer Freiheit und Freudigkeit zu bejahren. Nüchternheit im Helferdienst findet sich bei Menschen, die um Christus und Seine Auferstehungs- und Versöhnungsmacht wissen, und darf mit Heiterkeit des Herzens ge-

schehen. Paulus kann ja im Römerbrief schreiben:
«Uebt jemand Barmherzigkeit,
so tue er es mit heiterem Sinn.»

Heiterer Sinn ist anders als Feierlichkeit. Der feierliche Mensch bleibt gerne bei sich selbst, nur mit sich beschäftigt. Wer heiter ist, kann von sich wegsehen, humorvoll seine Begrenztheit eingestehen. Ein Wort aus Bethel, dem der «Sonneblick» gewiss manchen Impuls verdankt, mag hier unterstreichen, worum es uns geht:

«Mir scheint, christliche Liebesarbeit habe einen seltsamen Feind: das ist die Feierlichkeit. Man sagt uns von der ‚übermenschlichen Leistung‘ und dem ‚heroischen Einsatz‘ von Menschen. Uns wird bei solchen Lobsprüchen unheimlich zumute. Sie sind nicht nur ganz falsch, sondern sie scheuchen viele junge Menschen regelrecht davon und lassen abraten, in solcher Arbeit mitzutun. Es ist im vergangenen bösen Jahrzehnt soviel heilloses Geschwätz von Helden und Uebermenschen durchs Land gegangen, dass man heute begreiflicherweise allen Orten aus dem Weg geht, wo es nach ‚Heldentum‘ und damit nach ‚Heldentod‘ riecht. Aber offenbar hat der altböse Feind zu allen Zeiten es den Menschen weiszumachen versucht, dass die Uebung der Barmherzigkeit eine schwere, todernste Angelegenheit sei. Sonst hätte Paulus wohl nicht das überraschende Wort gesagt: ‚Uebt jemand Barmherzigkeit,
so tue er es mit heiterem Sinn.‘

Dass die Heiterkeit und nicht irgendeine anstrengende und ernste Tugend wesensgemäß zum Dienst gehört, ist eine wichtige Erfahrung. Wie unglücklich müsste zum Beispiel sich ein Kranker fühlen, wenn er dauernd zu spüren bekäme, seine Pflege wäre eine grosse Last und seine Pfleger müssten sich mit grosser Anstrengung dazu zwingen, mit ihm umzugehen. Wenn man dagegen die Heiterkeit spürt, wird alles leichter. Rechte Heiterkeit besitzt nämlich die Kraft, im Angesicht auch des Hässlichen und schwer Erträglichen Freude zu bringen und Freude zu empfangen. Die Heiterkeit ist immer etwas Gemeinsames. Sie lädt immer zum Mitmachen ein. Darin ist sie der Kunst des Spielens verwandt. Gutes Spielen ist immer heiter. Wird Barmherzigkeit nach dem apostolischen Rat in diesem Sinn geübt, werden der Pflegende und der Gepflegte auf die gleiche Stufe gestellt, wie ja auch bei einem Spiel alle Mitspielenden einander gleichstehen.»

Leiblich Schwächste, finanziell Schwächste, in der sozialen Wertskala Schwächste können liebwerteste und überzeugende Ausleger und Lehrer des Apostelwortes sein:

«Uebt jemand Barmherzigkeit,
so tue er es mit heiterem Sinn.»

Wer sich so der anderen annimmt, darf mit Freude dran sein, obwohl er wie kein zweiter um die bösen Kräfte weiss, um die nicht mehr überholbare Vergangenheit, um die entsicherte Zukunft. In solcher pfingstlichen Zeit, da der Jahresbericht dem Druck übergeben wird, erinnert man sich der Gaben des Heiligen Geistes. Auch die Freude gehört dazu, als Frucht also. Das ist mehr als natürliche Veranlagung, die alle tief traurig lassen müsste, die ein Temperament zur Freude nicht in die Wiege mitbekommen haben. «Sonneblick»-Freunde und mancher Amtsbruder werden es bestätigen: Paul Vogt versteht es in besonderer Weise, Mut zur Freude zu machen. Das Angebot ist nicht anders geworden: Gott gibt den Wind. Und Wind steht nur stellvertretend da für alle Gaben! Zum Aufgebot sind wir heute nicht minder gestellt: wir setzen die Segel.

Das Setzen der Segel will geübt sein. Es ist viel Kleinarbeit dabei, mit Rückschlägen und dem Risiko, es wieder und wieder nicht zu können. Man sollte es nicht allein tun. Wissen wir, der Einzelne, denn immer wirklich so genau, woher der Wind kommt und ob es Gotteswind oder Menschenwind war? Windfahne möchte man auch nicht sein. Schade aber für alle Jahre oder auch nur Tage, die wir fremden Winden dienten, fremden Herren, fremden Heilanden. Darum sollen wir uns das gegenseitige Mahn-Amt gerne gefallen lassen. Wir bitten um den rechten Pfingstwind, und dass wir dann bereitstehen zu einem echten diakonischen Einsatz, echt auch in der Heiterkeit des Glaubens und in der gemeinschaftlichen Anstrengung. Nun tritt dieser Jahresbericht seine Reise an: zu Freunden und Fernen, auch zu Bekannt und Unbekannt. Er ist eine bunte Folge von dankbaren Rückblicken in ein «Sonneblick»-Jahr und in das Leben von Paul Vogt. Wenn wir recht hinhören, hören wir uns aufgeboten zu Diensten an unserer und in unserer Zeit und mit viel Phantasie und Heiterkeit des Herzens. Wenn wir uns recht hineinlesen, ist er auch ein Aufruf zu leidenschaftlichem und nüchternem Tun in Welt und Umwelt aus dem Glauben an den gemeinsamen Herrn Jesus Christus.

Rheineck, Vittorio Arsuffi

Ein Dank- und Dienstjahr

*Er hat mich gesandt zu verkündigen
das Evangelium
Luk. 4, 18*

Alle Menschen hungern nach einer Freudennachricht, die das unruhige, von bewussten und verdrängten Ängsten geplagte Herz befreien, fröhlich machen könnte. Eine solche Nachricht gibt es, eine Einzige. Sie hält stand in den Katastrophen des Lebens. Sie bleibt lebendig, auch wenn die Lichter erlöschen, die uns sonst erfreuen, wenn Krankheit nach uns greift, wenn der Tod uns umschleicht, wenn die liebsten Menschen uns verlassen, und wenn die Last des Nächsten immer drückender wird. Sie ändert den ganzen Menschen, sie gibt dem Leben, dem Tun und dem Leiden einen Sinn, weil sie uns die Türe zum ewigen Leben öffnet. Es ist die Nachricht von der Vergebung unserer Schuld, von der Versöhnung zwischen Gott und Mensch. Jesus hat sie gebracht, und wir dürfen sie weitertragen in alle Welt: nach Afrika und Asien, in die Stüblein der Alten und Gebrechlichen, in die Herzen derer, die vom Alkohol gefangen sind, und zu denen, die die Mitmenschen zertreten haben, und die nun als die Schwierigen und sozial nicht recht Angepassten ihr schweres Leben durchzustehen haben.

Der «Sonneblick» ist dazu da, dass er diese Nachricht weitergibt. Wo sie Aufnahme findet, wird sie die Menschen trösten, sie wird die in sich selbst verschlossenen Herzen öffnen zu Gott und den Menschen hin. Sie wird die Liebe zum Mitmenschen, die immer so rasch versiegt, neu zum Strömen bringen, und wird jedem, dem Leiden auferlegt ist, helfen, geduldiger, williger, leichter seine Bürde zu tragen, weil sie die Nachricht ist vom immer gegenwärtigen Helfer.

Unser Haus hat die Botschaft weitergegeben in den täglichen Abendandachten und in den Besinnungswochen, die wir jedes Jahr durchführen durften. Viele Freunde haben uns ihr Zeugnis von der rettenden Macht und Gnade unseres Herrn Jesus Christus gebracht. Fräulein Apolant diente in den Gebrechlichenwochen und mit Frau Dr. Kurz im Christlichen Friedensdienst; Herr Pfarrer Gottlob Wieser bei den Schwerhörigen. Die vier Alterswochen wurden geleitet durch Fräulein I. Werdenberg, Fräulein C. Nef, Herrn Pfarrer Roduner, Herrn Diakon Bosshard, Herrn Diakon Schär. Das Blaue Kreuz führte zwei Besinnungswochen für trunkgebundene Männer durch unter der Leitung von Herrn Gerosa und Herrn Frisch-

knecht. Zum letzten Male hat unser Haus die fröhliche Schar der Hoffnungsbundjugend beherbergt, die zwei Sommerlager bei uns verlebte, betreut von Familie Frischknecht und Familie Knecht. Von nun an werden diese Lager in einem eigenen Haus durchgeführt, das das Blaue Kreuz für diesen Zweck erwerben konnte. Wir freuen uns, dass die Kinder nun ihr eigenes Heim haben, und wünschen für diesen verheissungsvollen Dienst allen daran Beteiligten viel Segen und alle Kraft, die er erfordert. Besuchsweise weilten bei uns Schwester Agathe Eggenberger, Missionarin in Indonesien, das Missions-ehepaar Schaffner, Aethiopien, Schwester Ruth Dill, Bibelbotin aus Basel, Herr Pfarrer Herzog, Herr Missionar Bigler, Herr Pfarrer Brunner und viele andere Freunde, die uns durch Vorträge und Berichte aus ihrer Arbeit bereicherten. Fräulein Therese Keller bereitete unsren Gebrechlichen bei Anlass des Jahresfestes mit ihren lieblichen Puppenspielen eine besondere Freude. Wir danken ihnen allen, dass sie ihre Zeit und ihre Liebe gegeben haben für unsere Gäste.

*Den Armen frohe Botschaft zu bringen
den Gefangenen Befreiung zu verkündigen
den Blinden das Augenlicht
die Zerschlagenen zu befreien und zu entlassen
Luk. 4, 18*

Es ist eine Auslese von Menschen seltsamer Art, denen Jesus die Freudenbotschaft zu bringen hat. Arme, Gefangene, Blinde, Zerschlagene sind es. Das will uns nicht recht einleuchten. Wir haben in unserem Herzen eine andere Idealvorstellung von der Gemeinde. Sie sollte nach unserer Meinung aus lebenstüchtigen, sozial gut angepassten, einwandfreien Menschen bestehen. Gott hat es aber nun einmal anders geordnet. Und es ist schon so, dass wir alle zuerst auf irgend eine Weise in diese Gesellschaft der Armen hineingeführt werden müssen, bevor wir das rettende Evangelium begreifen können.

Im «Sonneblick» sammeln sich viele dieser Armen. Man kann manchmal fast erschrecken, wenn man die vielen Gestalten und Gesichter sieht, in denen die Not und das Unvermögen sichtbar ihre Spuren hinterlassen haben. Da sind die Alten, bei denen die Hilflosigkeit des hinsterbenden Leibes deutlich sich abzeichnet. Sie kommen gebückt, vorsichtig und ein wenig unsicher sich vorwärtsbewegend in den Andachtssaal. Da sind die Schwerhörigen, die sehr angestrengt hinhören müssen, um etwas von der Botschaft zu er-

fassen, weil das Ohr versagt. Da sind die Gebrechlichen, jung oft und doch ganz hilflos auf die Dienste der Mitmenschen angewiesen. Da sind viele Gäste sehr bescheidenen Geistes. Da sind Menschen aus fernen Ländern, in denen das Wort Gottes rar geworden ist. Da sind Männer, in denen der Alkohol sein Zerstörungswerk tut, und die Befreiung suchen. Da sind Frauen, in derer Gesichter ein stets lastender Gram seine Furchen gegraben hat. Aber nach und nach erkennt man hinter den Zeichen der Gebrochenheit des irdisch-menschlichen Wesens etwas anderes. Eine Schönheit möchte man sagen, etwas, das das Herz bewegt, und das uns alle untereinander verbindet. Es ist die Liebe zu Christus, die unter aller Schwachheit da ist. Man vergisst die Schäden oder nimmt sie wenigstens nicht mehr so schwer und fühlt sich zusammen verbunden im Tiefsten, das es gibt, nämlich in der Gemeinschaft der Kinder Gottes.

Gott hat andere Massstäbe als wir, umgekehrte. Was ist das, so eine Stube voll von Armen, Zerschlagenen, die die Botschaft hören. Ein Nichts im Vergleich zu der Machtentfaltung des modernen Menschen. Aber ein Pfarrer hat einmal gesagt, als er zu unsrern Gebrechlichen sprach: ihr seid mehr als die russische und amerikanische Wehrmacht zusammen. Ein Wort, das mir im Gedächtnis geblieben ist. Ja, wenn ein armer Mensch dankbar und gläubig die Botschaft empfängt, dann darf er Licht der Welt und Salz der Erde werden. Auch wenn er ohne die geringste Macht und ohne jedes Ansehen ist, wird er in der unsichtbaren Welt einen heilvollen Einfluss ausüben, der wohl weiter reicht, als wir es ahnen.

Eine alte Frau schrieb mir einmal: «Jeden Abend danke ich meinem Heiland für die AHV.» Das scheint belanglos zu sein, aber in Wirklichkeit dankt sie stellvertretend dem Herrn für die vielen, die ohne ein Dankeswort diese Gabe des Vaters annehmen, und für die unzähligen, die ihre grossen Einkommen missbrauchen.

... Ihm zu dienen

Mt. 27, 55

Der «Sonneblick» könnte seinen Dienst nicht tun ohne die vielen Freunde, die ihm helfen. Unsere Hausfamilie dient, jedes mit der ihm geschenkten Gabe. Wir sind, wie unsere Gäste, auch heimgesucht von Schwachheit aller Art. Jedes trägt eine mehr oder weniger sichtbare Bürde. Aber Gott schenkt es, dass immer wieder die Arbeit, die ein solches Haus erfordert, durch die gemeinschaftliche Bemühung aller getan werden kann. Und er hat es bis jetzt gegeben, dass jedes Hausfamilienglied aus Liebe zum Herrn gerne bereit ist,

unseren Gästen etwas Gutes zu erweisen, eine kleine Mehrarbeit auf sich zu nehmen, eine zusätzliche Handreichung zu tun. Wir sind froh darüber. Krankheitshalber musste unser Portier, Herr Felix Casal, unsere Hausfamilie verlassen. Er hat uns während 22 Jahren treu gedient.

Neben den ständigen Gliedern der Hausfamilie kommen jeweils für kürzere oder längere Zeit liebe «Gastarbeiter» zu uns, die im Haushalt, im Büro oder bei den Gebrechlichen fleissig Hand anlegen. Wie dankbar sind wir für ihre Hilfe.

Die Mitglieder des Stiftungsrates und der Hauskommission dienen, indem sie ihre Zeit und ihre Erfahrung zur Verfügung stellen, um der Leitung zu helfen, alle das Haus betreffenden Fragen in rechter Weise zu lösen.

Unser neuer Präsident, Herr Pfarrer Vittorio Arsuffi, hat nun bereits ein Jahr lang sein Amt ausgeübt. Wir sind sehr glücklich, dass Gott uns in ihm einen Mann geschenkt hat, begabt mit einem liebevollen Herzen für alle Armen und Benachteiligten und ausgerüstet mit der Gabe der Leitung. Diese ist heute nötiger denn je, wenn ein christliches Werk seine Ausrichtung auf das Ziel hin im Sturm dieser Zeit nicht verlieren soll. Sehr dankbar sind wir auch, dass unser Ehrenpräsident, Herr Pfarrer Paul Vogt, uns weiter mit seiner reichen Erfahrung, seinem Rat und seinen vielfachen Gaben beisteht.

Unsere Freunde dienen uns, indem sie «sorgen» für uns mit ihrem Vermögen. Sie haben uns auch dies Jahr reich beschenkt. Grosse Gaben durften wir empfangen von vielen Kirchengemeinden, von Blaukreuzvereinen, vom St. Gallischen und Aargauischen Kirchenrat, von der Stiftung «Für das Alter». Die Kirchengemeinde Rheineck hat einen Bazar veranstaltet, dessen reichen Ertrag wir teilen durften mit Mandomai, einer Handwerkerschule im Urwald Indonesiens.

Das «Abendrot» hat uns, wie letztes Jahr, alle Mehrbeträge, die für das Abonnement einbezahlt wurden, zur Verfügung gestellt, eine grosse Summe, die für uns eine schöne Hilfe bedeutet. Mehrere Legate haben wir erhalten, und Hunderte von einzelnen Freunden schickten uns grössere und kleinere Gaben und haben damit unseren Dienst ermöglicht. Bewegend ist es, wie die Erhöhung der AHV-Rente sofort in den Gaben unserer alten Gäste zu spüren war. Manche unter ihnen haben eine Freiheit dem Gelde gegenüber, die in der heutigen Welt erstaunlich ist, und die nur durch Christus gewirkt werden kann. Für sich selber brauchen sie ganz wenig, aber dass sie nun auch etwas zu geben haben, bereitet ihnen eine kindliche Freude, und sie schenken in fröhlicher Sorglosigkeit. Als ich

einmal einem alten Mann sagte, er solle doch sein Geld lieber sparen für Krankheitstage, da meinte er ganz unbekümmert, ich dürfe die Gabe ruhig annehmen, er werde nie einen Arzt brauchen.

Bewegend ist auch die Treue, mit der viele unserer Freunde an uns denken. Eine Anzahl unter ihnen schicken uns schon seit Jahrzehnten ihre Gaben. Das Blaue Kreuz Romanshorn sammelt seit mehr als 20 Jahren Obst für uns. Die Kirchgemeinden Rafz und Feuerthalen senden uns seit ebenso langer Zeit ihre Erntedankgaben. Salez und der Blaukreuzverein Grabs haben sich angeschlossen, und andere Freunde sind uns geschenkt, deren Gabe noch in keinem Jahr ausgeblichen ist.

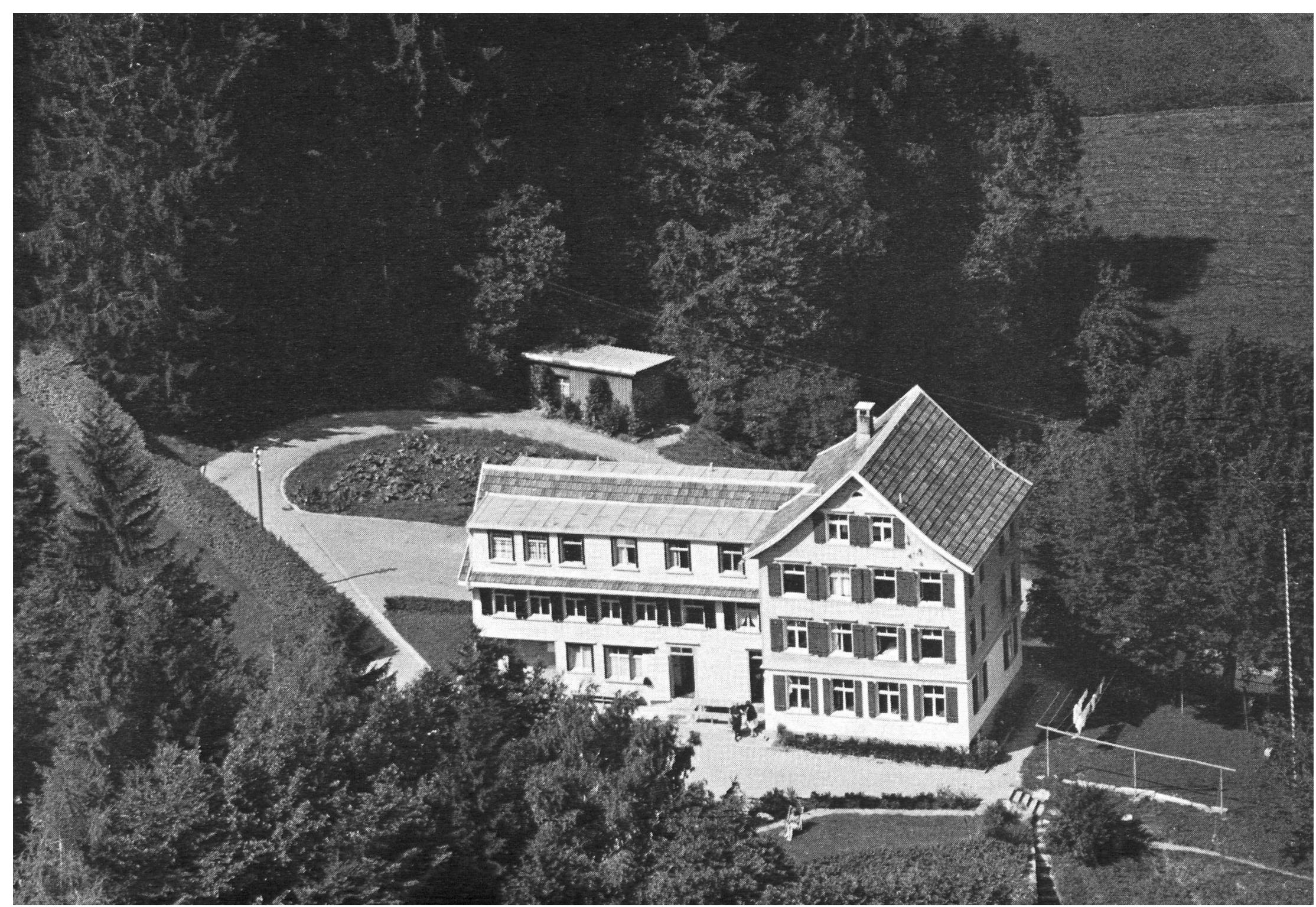
All diese Gaben gestatten uns, viele Gäste einzuladen, die abgearbeitet und müde sind von einem oft sehr belasteten Leben. Ohne den «Sonneblick» hätten sie keinen Zufluchtsort, an dem sie sich erholen und neue Kraft schöpfen könnten.

Sie erlauben uns auch, unser Haus schön und zweckmässig zu gestalten. Der neue Speisesaal, den wir seit gut einem Jahr benützen dürfen, erfreut unsere Gäste jeden Tag und wird uns je länger je lieber. Er ist schön und doch nicht grossartig. Er ist geräumig — wir können bei festlichen Anlässen etwa 100 Gäste mühelos platzieren — und doch kommt man sich bei weniger Leuten nicht verloren darin vor. Er erweckt das Gefühl einer heimeligen, bergenden Stube. Unsere Gäste fühlen sich in ihm zu Hause und geniessen die weite liebliche Landschaft, die durch die vielen Fenster betrachtet werden kann, und die allen gehört, die sich an ihr freuen können.

Alles ist Gabe Gottes, der blaue See mit seinen sanften Ufern, der freundliche Saal, die treuen Freunde, die uns beschenken, die Hausfamilie, die gerne dient, und vor allem die Gäste, die dankbar sind für das Wort Gottes und für ein wenig menschliche Geborgenheit.

Wir alle leben ja ganz und gar von der Liebe Gottes. Seine Gnade ist es auch, dass wir diese Liebe, so gut es gelingt, einander weitergeben dürfen. Wir danken Ihm und allen unseren Freunden, dass dieses Weitergeben der Liebe im «Sonneblick» immer noch geschehen darf.

Walzenhausen, Schwester Margrit Wanner, Hausmutter



Aus Fremde wird Heimat

Lieber Bruder Paul Vogt!

In diesem Jahr beginnen wir beide das achte Lebensjahrzehnt — und ich zugleich das vierte Jahrzehnt in der neuen Heimat, im Schweizerland. Das ist Grund genug, Rückschau zu halten und staunend und dankend Gottes wunderbare Führung und Hilfe zu bezeugen: «Gott hat es alles wohl bedacht und alles, alles recht gemacht. Gebt unserm Gott die Ehre!»

So klingt es wohl in unseren Herzen, und in dieses Lob stimmen die vielen, vielen Menschen ein, denen Du unermüdlich und freudig gedient hast, — zu diesem Loben und Danken hast Du uns alle immer wieder aufgerufen. Das wird auch an unserem Jahresfest 1970 mit der Feier der sechs «besonderen» Geburtstage der Grundton sein, zu dem dann jedes seine besondere Melodie singen kann, — der Grundton fügt sie alle zusammen zum Freudenchor der grossen «Sonneblick»-Familie.

Was Dein Wirken, das von berufenerer Seite gewürdigt wird, für mich bedeutet hat, kann ich nur kurz andeuten. Vor bald 32 Jahren kam ich für eine letzte Ferienreise in die Schweiz, um hier für zwei vom Hitler-Regime schwer bedrängte und bedrohte Judenchristen in Berlin Hilfe und Zuflucht zu suchen. Wochenlang reiste ich herum und klopfte an viele Türen, — alles vergebens. Zuletzt empfahl man mir noch, einen mir völlig unbekannten Pfarrer Vogt in Zürich-Seebach aufzusuchen, und so fuhr ich auch noch dorthin. Recht erschöpft und entmutigt kam ich im «Pfarrhüsli» an und berichtete von der grossen Not und den vergeblichen Wegen. Aber wie anders hörte dieser Pfarrer zu als all die «Freunde und Beziehungen» bisher, mit welcher Beteiligung! Und wie anders reagierte er: mit sofortigem Griff nach dem Telefon, durch das er einige der von mir vergeblich angegangenen Persönlichkeiten kurzer Hand auf ihre Hilfsbereitschaft ansprach und — ihre Zusage erhielt! In tiefer Bewegung und Dankbarkeit verliess ich nun die Schweiz, um den schwer leidenden Freunden in Berlin die ermutigende Nachricht zu bringen, dass ihre Sache in guten Händen liege. Dein Kampf für sie dauerte zwar noch viele bange Monate, — aber nach Ueberwindung aller Hindernisse durften die beiden im nächsten Jahr in die Schweiz gerettet werden.

So verlief unsere erste Begegnung. Im folgenden Jahr durfte auch ich in die Schweiz kommen, «zu vorübergehendem Aufenthalt

in Adelboden zur Vorbereitung der Weiterwanderung» und «Stellenantritt verboten!» hiess es im Ausweis, und später kam noch ein Rede- und Schreibeverbot dazu. Da begann Dein Einsatz für mich. Du wusstest, dass der Sinn der Rettung, der Befreiung aus Verfolgung und Lebensbedrohung in der Befreiung für ein Leben des Dienstes liegt, — und dazu hast Du mir damals und in allen 30 Jahren bis heute geholfen. Das ist entscheidend geworden für mein Leben, dafür danke ich Dir von ganzem Herzen! Du hast der noch «so deutschen» und sehr andersartigen, dazu durch kein Abschluss-examen ausgewiesenen Theologin Vertrauen entgegengebracht und ihr Aufgaben übertragen, für die ihr jegliche Erfahrung fehlte. Es war ein Glaubenswagnis, ein Rechnen mit Gott, der den Dienst der Liebe will und ihn segnet, wenn er im Aufblick zu Ihm geschieht. So hast Du die Geflüchtete in den Dienst an Flüchtlingen gerufen, die Deutsche in den Dienst an internierten Deutschen, die Verfolgte in den Dienst für Frieden, die Behinderte in den Dienst an Gebrechlichen und hast nicht auf das gesehen, was vor Augen ist: auf Schwachheit und Mangel, sondern hast mit dem Herrn gerechnet, der zur Aufgabe auch die Gaben und Kräfte gibt, — Du hast recht gerechnet! So durfte die anfänglich Fremde zur Mitarbeiterin und zum Glied der «Sonneblick»-Familie werden und mit der Frohbotschaft Christi Seine Hilfe und Freude weitergeben und darin selber froh werden. Den Mut dazu hast Du mir gestärkt durch Dein Danken und Deine Brüderlichkeit, — hab warmen Dank dafür!

Nun wollen wir getrost weiter mit Ihm rechnen, der uns gerufen hat, weiter Ihm dienen an Seinen Menschen nach dem Mass der Gaben und Kräfte, die Er uns noch darreicht, — und singen: «Lobe den Herrn, der sichtbar dein Leben gesegnet, der aus dem Himmel mit Strömen der Liebe geregnet! Denke daran, was der Allmächtige kann, der dir mit Liebe begegnet» — auch im achten Jahrzehnt!

Wabern, Sophie Apolant

Oekumene und «Sonneblick»

Diese seltsame und scheinbar etwas gesuchte Ueberschrift wurde mir von den Vorbereitern des Maifestes als Richtlinie für meinen schriftlichen Beitrag vorgeschlagen. Aber auf mich wirkte der Vorschlag als persönlich gezielte Weisung: setz' Dich hin, schreib' und erkläre endlich einmal den geduldigen Lesern der jährlichen «Sonneblick»-Berichte, warum Du seit über 25 Jahren beharrlich auf der Liste der Mitglieder des Vorstandes später Stiftungsrates des Sozialheims «Sonneblick» erscheinst, ohne Dich sonst noch als nützlicher Freund bemerkbar zu machen.

Dankbare Freunde zeichnen in diesem Heft nach, wie Begegnungen mit dem inzwischen 70jährigen Pfarrer Vogt wesentliche Impulse für das eigene Denken und Leben wachsen liessen. Die Impulse aus den Begegnungen zwischen uns beiden entwickelten sich auf dem gemeinsamen Nenner: Oekumene und «Sonneblick» gehören unlöslich zusammen, weil sie einander brauchen. Deutlicher kann man formulieren: weltweite Diakonie, die in Notständen grösster Vielfalt zu helfen berufen ist, und örtliche Diakonie mit ganz bestimmten Aufgaben am nah erreichbaren Bruder gehören zusammen, weil die eine ohne die andere an geistlichem Mangel verkümmert. — Der diakonische Werdegang unseres Jubilars konkretisiert das Gesagte: der junge Walzenhausener Pfarrer Vogt entdeckt in der Nachfolge Jesu mit weltoffenem Bruderblick vor gut 40 Jahren die schier ausweglose Not der Arbeitslosen im Appenzeller Land als seine persönliche Aufgabe und gründet das kleine Sozialheim «Sonneblick» als Stätte der Selbsthilfe in hoffnungsroher Gemeinschaft. Wenige Jahre später, etwa 1935, entdeckt er als seine jetzt vordringliche Aufgabe die verachteten Flüchtlingsbrüder Jesu, die meist aus Seinem Volk stammen und nun auf der Flucht vor Hitlers Schergen Asyl in der Schweiz suchen. Der Flüchtlingspfarrer und Diakon sammelt alsbald in der ganzen Eidgenossenschaft unter den Heimatlosen Angehörige verschiedenster evangelischer Kirchen. Das geschieht zwar im oft sehr fruchtbaren Zusammenhang mit den reformierten Gemeinden der Aufenthaltsorte; aber zugleich entsteht über ihren Rahmen hinaus in der Schweiz eine Art von ökumenischer Flüchtlingsgemeinde, die sich als Glied der einen weltweiten Kirche des einen Herrn Christus zu verstehen beginnt.

An dem, was hier in der Schweiz während der Jahre 1938 bis 1945 durch Sammeln verstreuter und verschmachtender Gottesgeschöpfe geschehen durfte, hatten der in seiner bescheidenen Güte so

liebenswert echte Herrenhuter Pfarrer Erwin Schloss und der immer bedeutsamer werdende Christliche Friedensdienst der jetzt 80jährigen Mutter Kurz wesentlichen Anteil. Sie und Paul Vogt soll man eigentlich immer zusammen nennen, so eng sind sie beide in all ihrer Verschiedenheit durch den gleichen Dienst an Jesu verfolgten Brüdern verbunden. In der Zeit des letzten grossen Krieges erlebten wir dann mit den angedeuteten Vorgängen naheverwandte, wenn auch dramatischere Sammelbewegungen in anderen Ländern, besonders in Frankreich, die heftig nach der Schweiz hineinwirkten. Mit ihnen war ich als Sekretär der Flüchtlingshilfe des Oekumenischen Rats in Genf nachhaltig beschäftigt.¹

Es entstanden damals an vielen Orten von uns so benannte: «Oekumenische Gemeinden hinter Stacheldraht.» — (Rettet... S. 32 ff.) — Dabei denken wir zuerst an die mitunter recht aktiven evangelischen Gemeinden in den zahllosen Lagern der Kriegsgefangenen; aber für diese Studie wenden wir uns den internationalen christlichen Gemeinden in den Flüchtlingslagern Südfrankreichs und ausserhalb derselben zu. Für beide Gemeindegruppen — die der Kriegsgefangenen und die der Flüchtlinge — wurde in der Gefangenschaft und Fremde die ansonsten noch blutarme und wenig bekannte Parole der «Einen, Allgemeinen (-ökumenischen), Christlichen Kirche» zu einer lebensvollen Realität, zu einem Leuchtfeuer der Hoffnung auf Bruderschaft und Freiheit. Die Blinklichter gingen, zwar noch unsicher und sporadisch, aber doch als echte Hoffnungszeichen in der Sicht der Gefangenen von Genf aus. Genf, die Stadt des Roten Kreuzes, genoss, damals noch fast ungebrochen, den Nimbus, Hort der Freiheit und Menschlichkeit zu sein. Es war auch Sitz wichtiger freier ökumenischer Verbände, darunter seit 1938 des vorläufigen Oekumenischen Rats der Kirchen, der noch in den ersten Kinderschuhen steckte. Sein Arbeitsgebiet schien zunächst die Pflege eines zu wachsendem Einverständnis führenden Gesprächs zwischen den im Rat noch ganz lose verbundenen Kirchen zu sein. Aber eben das Gespräch über die Grenzen geriet mit dem Krieg ins Stocken oder brach ab. Doch...

... genau zu derselben Zeit wird die ökumenische Bewegung durch das Geschenk ökumenisch bewusster Gemeinden in den Lagern der Kriegsgefangenen und... Flüchtlinge bereichert und gestärkt. Die

¹ Zum Folgenden weisen wir zur Ergänzung und Veranschaulichung hin auf das Buch: «Rettet sie doch!», — Franzosen und Genfer Oekumene im Dienste der Verfolgten des Dritten Reiches, EVZ-Verlag, Zürich 1969, Herausgeber Adolf Freudenberg, Fr. 13.80. Wir werden im weiteren Text nur mit: Rettet... und Seitenzahl zitieren.

Mitarbeiter im Genfer Generalsekretariat sehen sich plötzlich vor unmittelbare geistliche Verantwortung für bestimmte eigene Gemeinden gestellt». — (Rettet . . . S. 34.)

Organisierte Stufen- und Rangordnung spielte in der Gestaltung solcher improvisierten Beziehungen nur eine Nebenrolle. Es ging um mehr und um Wichtigeres: in einer Zeit organisierter Feindschaft und Massenhysterie suchten einzelne von den Krallen der Verfolgung und des Krieges umklammerte Menschen andere ebenso Bedrängte, um mit ihnen gemeinsam in der Nachfolge des einen Befreiers und Versöhners Brüder und trotz äusserer Bande befreite Diener am Frieden zu werden.

«In den wesentlichen Dingen frei zu werden, . . . mag dem am ehesten gelingen, der sich vom Vertrauensbund mit einzelnen Menschen zur Menschheit und Menschlichkeit in allen Zusammenhängen hinführen lässt.» — (Rettet . . . S. 20.)

Mit diesem Zitat sind wir zum Kern des Themas: Oekumene und «Sonneblick» vorgestossen. Die Eigenart der eigenartigen Verbindung wird anschaulicher und dichter, wenn ich einen «normalen» Genfer Arbeitstag 1943/44 schildere, soweit es unsren Gegenstand betrifft: «Die Schweizer sind Frühaufsteher. Vor 8 Uhr Anruf von Paul Vogt, dem Schweizer Flüchtlingspfarrer: «Könnt Ihr nicht endlich der kleinen Marie-Claire helfen, zu den Grosseltern nach Zürich zu kommen?» — «Wir haben uns oft bemüht; aber die Freunde drüben müssen mit unglaublichen Schwierigkeiten kämpfen. Doch nach letzter Meldung ist sie jetzt in Sicherheit. Paul, gib bitte rasch Frau S. Bescheid, dass nach Auskunft der prächtigen OSE (Israelitisches Kinderhilfswerk) die Kleine morgen um . . . in Zürich eintreffen wird.» — Vogt: «Zum Thema Walzenhausen hat die Eidg. Behörde für die Arbeits- und Internierungslager der Mitarbeit von 20 jungen Flüchtlingen am Bau unseres neuen ökumenischen Sozialheims zugestimmt. Jetzt rechnen wir aber fest auf die uns in Aussicht gestellte Genfer Beihilfe.» — Antwort Freudenberg: «Könnt Ihr! Das USA-Komitee hat sein Einverständnis telegraphiert.» — (Rettet . . . S. 42/43.)

So, liebe Leser! Jetzt ist die Katze aus dem Sack! und Ihr wisst nun, weshalb der Schreiber dieser Zeilen «Ratsherr des „Sonneblicks“» ist und, seinem Alter zum Trotz, noch immer nicht demissioniert hat. Der grosse Neubau des «Sonneblick» ist seit 1943 auf Betreiben von Paul Vogt unter reger Mitwirkung der Flüchtlingsabteilung geplant, verändert und ausgeführt worden.

Das war ein beschwingtes, fröhliches Miteinander im Vorausblick auf unsere gemeinsamen Aufgaben nach Kriegsende. Blindem

Hass, wachsender Rachbegierde und stumpfer Resignation wollten wir auf dem Nordost-Erker der Schweiz, von dem man die weite deutsche Bodensee-Landschaft überschaut und ins Grübeln gerät, wie wieder Brücken zu dem unheimlich gewordenen Volk «da drüben» geschlagen werden könnten, ein schlichtes Zeichen getroster Hoffnung auf Versöhnung in völkerverbindender Bruderschaft entgegenstellen. Paul Vogt hielt sich an das Prophetenwort:

«Denn ich weiss, was ich für Gedanken über euch hege, spricht der Herr, Gedanken zum Heil (Shalom) und nicht zum Unheil, euch eine Zukunft und Hoffnung zu gewähren.» — (Jeremia 29, 11.)

Hoffnungsfrisch sucht er nach Gesellen seiner Freude auf dem Weg in eine menschlichere Zukunft und findet sie in 20 jungen Burschen aus verschiedener Herren Länder, die bisher in Lagern mehr oder weniger widerwillig ihren Tag totschlugen und nur nach freier Lebensgestaltung in sinnvoller zukunftsträchtiger Arbeit strebten. Die 20 waren meist Israeliten mit mehreren Sprachen; sie wurden hier ungewollt zu ökumenischen Pionieren, einmal, weil sie «das Volk aus aller Welt Zungen» leibhaftig vertraten; zum andern, weil die eine weltweite Kirche Christi keine Verheissung hat ohne Bruderschaft mit Israel, mit dem sie der eine ungekündigte Bund verbindet.

Wie hat sich nun der kühne Eingangssatz: «Oekumene und „Sonneblick“ gehören zusammen, weil sie für fruchtbare geistliche Leben einander brauchen», im Leben des letzteren bis zum heutigen Tag ausgewirkt? Als Prüfstein für die Antwort diene uns aus dem zweiten Satz der Barmer Erklärung von 1934 das herrliche, von Karl Barth formulierte Bekenntnis:

«Wie Jesus Christus Gottes Zuspruch der Vergebung der Sünden ist, so und mit gleichem Ernst ist Er auch Gottes kräftiger Anspruch auf unser ganzes Leben; durch Ihn widerfährt uns frohe Befreiung aus den gottlosen Bindungen dieser Welt zu freiem, dankbarem Dienst an Seinen Geschöpfen.» — (Rettet... S. 211.)

Die Barmer Erklärung bezeichnet den Kern des deutschen Kirchenkampfs gegen die Anmassungen des totalen Hitler-Staats. Sie wurde für Pfarrer Vogt, den Präsidenten des «Schweizer Hilfswerks für die Bekennende Kirche in Deutschland» richtunggebend. Messen wir einmal allen «Sonneblick»-Dienst der langen seitherigen Jahre an «Christus, Gottes kräftigem Anspruch auf unser ganzes Leben» und fragen: ist hier Leitern und Mitarbeitern «frohe Befreiung zu dankbarem Dienst widerfahren»? Sind die vielen, vielen Hausgäste, wie die alten Appenzeller, die Körperbehinderten, Trunkgebundene und Befreite, Kriegsgeschädigte aus ehemals «feindlichen» Ländern, Theologen und Laien von nah und fern, sind die fast unzählbaren

Teilnehmer an den Bibelstunden von Sophie Apolant, sind sie durch den ihnen widerfahrenen Dienst in liebevoller, heiterer Gemeinschaft freier, dankbarer, froher geworden?

Wir überlassen die endgültige Antwort vertrauensvoll unserem Versöhnner und Befreier Jesus Christus, dem einen Herrn der ökumenischen Kirche und somit auch des «Sonneblicks». Er bleibe für uns «die Sonne, die uns lachet». Er lasse uns auf dem Weg zu Seinem Reich des Friedens — des Shalom — aus Seiner Gnade etwas Rechtes tun «zum Lobe sein, zu Nutz und Dienst des Nächsten mein».

Bad Vilbel-Heilsberg bei Frankfurt,
Dr. Adolf Freudenberg, Pfarrer i. R.

Freude

Lieber Paul! Wenn ich zu Deinem 70. Geburtstag einen «Beitrag» leisten darf, welcher Dein Leben und Wirken als Blaukreuzler zum Inhalt haben soll, dann möchte ich Dir vorerst einen Kanon solo «singen» mit dem Text: «Der hat sein Leben am besten verbracht, der die meisten Menschen hat froh gemacht!» Paul, Du hast mit Deinem Leben und Wirken mich ganz persönlich immer wieder froh gemacht. Dein Beispiel, Dein selbstloser Einsatz für alle Kleinen, Verschupften, Elenden, Gequälten, Gebundenen, Verweifelten, Traurigen, Müden, Gesunden und Kranken, Jungen und Alten, Gebrechlichen und Heimatvertriebenen, Juden, Ungarn, Tschechen und Brüdern aus dem Osten, hat mich immer neu überwältigt und beglückt! Immer wieder sind mir Menschen begegnet, welche von Paul Vogt sagten: «Er hat mich froh gemacht!»

Da ist mir unlängst in Zürich Jakob Tobler begegnet, heute ein währschafter Geschäftsmann, der mir bekannte: «Weisst, Walter, die schönsten Stunden in meiner Jugend hat mir Pfarrer Paul Vogt geschenkt, als er als junger Pfarrer in Walzenhausen den Jünglingsbund vom Blauen Kreuz geleitet hat!»

Ein vielgeplagter Bauernknecht, welcher oft nicht mehr ein noch aus wusste (Du kennst ihn gut), bekennt es immer wieder voll Dankbarkeit: «In meiner allergrössten Not war Pfarrer Vogt an meiner Seite; er hatte immer Zeit für mich Elenden!»

Gottes Volk weiss von uns Menschen, dass wir alle nur Fremdlinge sind auf Erden. Für alle Menschen ist die Erde nur ein Gastland und ist die irdische Heimat, so schön und lieb sie uns auch ist, nur ein Gasthaus, das wir eine Zeitlang bewohnen dürfen. Wenn diese Zeit abgelaufen ist, müssen wir alle auswandern, müssen wir alle emigrieren. Gottes Volk weiss noch um ein zweites. Gottes Volk weiss von Gott, dass Er einen Einheimischen Seines Gottesreiches zum Fremdling auf Erden werden liess, damit wir Fremdlinge zu Einheimischen Seines Gottesreiches werden sollten.

Wenn das Wasser den Gefrierpunkt erreicht, dann erstarrt es zu Eis. Die Menschenwelt steht in Gefahr, einen Gefrierpunkt zu erreichen. Den Gefrierpunkt des Erbarmens, den Gefrierpunkt der Liebe, den Gefrierpunkt der Ehrfurcht. Und wo dieser Gefrierpunkt erreicht ist, da erstarrt sie zum Tode. Da gerät sie hinein in eisige Polarnacht.

Und da ist der Alois mit seinen 75 Jahren, ein geretteter Trinker, welcher sich so äussert: «Hätten wir noch viele Pfarrer wie Paul Vogt, würden noch viele Trinker gerettet!»

Peter Lippuner von der «Sunnehalde» ist der Ueberzeugung: «Wäre nicht Paul Vogt zu mir Armen gestanden, wäre ich an erlebten Freuden arm geblieben!»

Deine fröhlich-spritzige Art mit den akrobatischen Gesten begeisterte die Kinderlehrpflichtigen, die Hoffnungsbündler, die Konfirmanden und Konfirmierten. Deine Predigten und Blaukreuzstunden flossen aus frischem Quell und erquickten all' jene, welche Jesus begegnen wollten. Und was Deine Hand alles zu Papier gebracht hat: Geschichten und Gedichte, Berichte und Appelle! Unvergesslich bleibt mir Dein Jugendbuch «Lass' ein Mann mich werden». Köstlich war Dein Humor! Du hast wahrhaftig den Beweis erbracht, dass die Sache Christi eine fröhliche Angelegenheit ist. Wo aber Unrecht in der Welt geschah, da hast Du mit Feuereifer mitgekämpft und mitgelitten. Darum musstest Du auch im Blauen Kreuz mit dabei sein! Ich habe Dich auch weinen gesehen!

Nun bist Du, durch Freud und Leid hindurch, ein 70er geworden. Du hast Deinen Feierabend redlich verdient und darfst wissen: überall finden sich Menschen, welche Gott darüber loben und preisen, dass Er uns den Mitbruder Paul Vogt geschenkt hat! Wir vom Blauen Kreuz haben besondern Grund zur Dankbarkeit, denn Du hast uns nicht nur froh gemacht, sondern mit Deinen Gaben reich beschenkt.

Balgach, Walter Gerosa

Heiterkeit

Jeden Herbst, wenn im Wald die Blätter rot und gelb werden, erwartet der «Sonneblick» Gäste aus der weiten Welt. Menschen, die sich seit Wochen vorausgefreut haben, treffen sich hier zu gesegnetem Beisammensein. Sie waren einst Flüchtlinge, Gefangene oder Konzentrationslagerhäftlinge und werden im «Sonneblick» bald zu einer Familie, die zwar gemeinsam zurückschaut auf die leidbeladene Vergangenheit, zugleich aber auch bereit ist, gläubigen Sinnes in die Zukunft zu schauen.

Sie freuen sich schon lange voraus auf das Wiedersehen mit ihrem gütigen Gastgeber, Herrn Pfarrer Vogt; der Tag, da er sie im «Sonneblick» besucht, wird jedesmal zu einem Festtag. Seine Güte erwärmt sie, und seine Fröhlichkeit steckt sie an! Voller Dankbarkeit sind sie ihm zugetan.

Sie freuen sich auch voraus auf die lieben Schwestern im «Sonneblick» und auf alle die vertrauten Helferinnen, die ihre Ferienzeit verschönern.

Und sie freuen sich auf den Reichtum der Bibelarbeit, den Fräulein Apolant ihnen vermittelt — auf die Kaffeestunden in ihrer «Gemeinschaftsstube zur letzten Chance» — und last but not least, auf die bunten und anderen Abende. Ja, die bunten Abende! Wer miterlebt hat, mit wie viel Phantasie und Humor sie so einen Abend gestalten, der wird noch lange daran zurückdenken und sich freuen, dass die Heiterkeit ihrer Seelen nicht völlig verschüttet worden ist vom Leid, sondern sogar imstande ist, andere Menschen zu erheitern.

Die schönen Tage und Abende fliegen jedesmal nur zu schnell vorbei: liebe Freunde erfreuen die Gäste mit schöner Musik — Fritz Wartenweiler steigt mit einem Rucksack voller Bücher den Berg hinauf und erzählt aus dem Leben eines berühmten Menschen — ein Autocar entführt uns alle in eine besonders schöne Ecke der Umgebung ... Dann aber kommt der Höhepunkt: die Feier des heiligen Abendmahles und die Fürbitte für jeden einzelnen Teilnehmer. So endet jede Besinnungszeit mit neuer Glaubensgewissheit, mit Dank gegen unsren gemeinsamen Herrn und gegen die Menschen, die in Seinem Dienste stehend kriegsversehrten Menschen neuen Mut zum Weiterleben geschenkt haben.

Bern, Mutter Kurz

Der helle Klang

Lieber Freund!

Nun bist also auch Du in die alte Garde hineingeraten. Ich sehe Dich immer noch als jungen «Stürmi» an irgend einer Front Deinen Kampf kämpfen: erst als Leiter der Blaukreuzjugend des Kantons Zürich, dann als jungen Pfarrer im Appenzellerland in der Sorge um die arbeitslos gewordenen Sticker, dann als angriffigen Leutpriester in Zürichs Vorort Seebach, schliesslich als Flüchtlingspfarrer in der Zeit der Judenverfolgung ennet dem Rhein. Immer warst

Du ein Kämpfer, der durch seinen Einsatz uns mitriß und in die Mitverantwortung hineinzog.

Du warst es, der unserem Zürcher Freundeskreis die ersten konkreten Fälle der Judentransporte in die Massenlager und Abschlachtungen durch Hitlers Schergen berichtete und auf Grund seiner persönlichen Begegnungen mit den ersten jener Hölle Entronnenen uns Kunde brachte. In dieser aufwühlenden Fürsorgearbeit hast Du während Jahren Deinen Dienst getan, zäh ringend um jedes einzelne Schicksal, das in Deine Hände lief. Es sei Dir nie vergessen, was Du durch Deinen Einsatz damals während Jahren für rechtlose, verfolgte Menschen geleistet hast. Es war für Deine Amtsbrüder eine Musterlektion persönlicher Hingabe und brüderlicher Verpflichtung gegenüber Verfolgten. Du warst durch Deinen Weg, Dein Wesen und Temperament gewiss besonders dazu ausgerüstet und berufen. Gott sei Dank, dass Er Dir Kraft gab, durchzuhalten!

Dass du dann, als das böse Wetter vorüber war, im «Sonneblick» Walzenhausen mit gleicher persönlicher Hingabe der Invaliden und Heimatlosen Dich annahmst und mit hilfsbereiten, gleichgesinnten Leuten zusammen das wundervolle Heim schufst für so viele im Leben Verkürzte, liegt ganz in der Linie Deines Wesens und Berufes. Da wird keinem einfallen, von pfarrherrlicher Zeremonienmeisterei zu reden, sondern jeder anerkennen, dass hier der Pfarrer am rechten Ort sich eingesetzt und demonstriert hat, was ein Bruder dem Bruder auch heute noch sein kann.

Viele, die durch tiefste Tiefen geführt wurden, danken es Dir heute durch ihre Liebe. In Israel hat Dein Name einen hellen Klang, und auch bei uns bis in die Nachbarländer hinein leuchten die Augen vieler Mühseliger und Invalider auf, wenn sie Deinen Namen hören. Das sind die festlichsten Lichter zu Deinem 70. Geburtstag. Gott erhalte Dich uns noch lange!

Brüttisellen, Dein Adolf Maurer

So hat es vor 40 Jahren angefangen

Das Jahr 1929 war ein bedeutsames Jahr. Bedeutsam, weil es unter dem Zeichen besonders schwerer Arbeitslosigkeit stand, die, innerhalb der ostschweizerischen Textilindustrie mit Ende des ersten Weltkrieges zu Tage getreten, sich stetig ausgebreitet und nun einen

Höhepunkt erreicht hatte, der für viele Gemeinden unseres Kantons eine kaum mehr tragbare Belastung bedeutete.

Für das letzte Dorf in diesem Umkreis, das dicht an der Grenze hoch über dem Bodensee am steilen Hang wie ein Vogelnest klebte, war das Jahr 1929 jedoch noch aus einem andern Grund bedeutsam, denn in jenem Jahr war ein junger Pfarrer dort eingezogen, den Gott mit einem besondern Ausmass von Einsicht, Helferwillen und Tatkraft gesegnet hatte.

Aus mehrheitlich landwirtschaftlichem Gebiet des Flachlandes kommend, wo die bäuerliche Bevölkerung noch kaum Mangel gelitten hatte, schienen dem neu Zugezogenen die Zustände in einer arbeitslosen Industriegemeinde so bedrückend, dass ihm, neben seinen seelsorgerlichen Pflichten, für den Moment Abhilfe oder wenigstens Erleichterung der rein materiellen Not das allerdringlichste Vornehmen seiner neuen Amtstätigkeit zu sein schien.

Da waren vorerst einmal Kinder, bleich, mager, viele von ihnen sichtlich unterernährt, die der junge Pfarrer in steigendem Ausmass, je nach Notwendigkeit, für zeitlich begrenzte Erholungsaufenthalte oder für länger dauernde Versorgungen in begünstigteren Kreisen bei der kantonalen Fürsorgestelle anmeldete. Da waren die grossen Familien mit hungrigem Jungvolk, denen ein Zustupf zum täglichen kargen Menü dringlich not tat, und die er, dank seiner Verbindung mit dem Thurgau mit mancherlei Gaben aus dessen Ernteerträgnissen stützen konnte. Und aus dieser erstmaligen, aus den damaligen Umständen geborenen Hilfsaktion entstand mehr, entstanden sogenannte Patenschaften von Thurgauer Dörfern für bedrängte Appenzeller Industriegemeinden, die Notzeiten und Krisenjahre überdauerten, und neben der rein materiellen Hilfe wertvolle menschliche Beziehungen brachten; entstand ein beglückender nachbarlicher Freundesdienst, indem der «Sonneblick» bis zum heutigen Tag mit Vorräten und Ueberschüssen aus dem fruchtbaren Nachbarkanton gesegnet wird, was ihm nicht nur wertmässig sondern als Ausdruck geistiger Verbundenheit äusserst kostbar ist.

Die kleine Pfarrhausstube wurde zur Sammelstelle für Kleider, Wäsche und andere Bedarfsartikel, die der nimmermüde Helfer bei Fremden und Bekannten im Lande herum erbettelte, und die manches Loch stopfen halfen. Und diese Sammelstelle bestand und besteht weiter, heute unter dem Patronat der Appenzeller Frauenzentrale, und ist imstande, weiterhin Löcher zu stopfen in manch verborgener Bedrängnis, die nicht an die Oeffentlichkeit tritt.

Arbeitslose ältere Männer wurden als Hausierer ausgeschickt, um einzelne Artikel der Textilindustrie, die in der Gemeinde ange-

fertigt, aber in der Folge der allgemeinen Flaute als Exportartikel keine Abnehmer mehr fanden, zu verhausieren. Und war der Ertrag auch kläglich, für jeden verdienten Franken gab es Brot. Jedes im Dorf verfertigte, verkaufte Paar Bubenhosen (durch die Frauenzentrale eingeführte Notstandsheimarbeit) bedeutete guten Lohn, vielleicht sogar Ablösung von der öffentlichen Unterstützung, wofür selbst anschliessend an amtliche, kirchliche Veranstaltungen in grösseren Schweizerstädten der junge Dorfpfarrer mit Hingabe die Werbetrommel schlug.

Es war ein aus himmlischen Sphären brausender Wirbelwind, durch den der stets neue Wege suchende, durch nichts zu erschütternde Helferwille des jungen Pfarrers die Menschen aufrüttelte. Sie waren durch andauernde wirtschaftliche Niederlagen und Enttäuschungen mutlos geworden, aber sie liessen sich gewinnen. Dem Pfarrer erwuchsen Freunde, Gesinnungsgenossen. Ein Hilfskomitee für die Arbeitslosen entstand, und damit konnte der Plan, der ihm am allermeisten am Herzen lag, nämlich die jungen, arbeitslosen, in Protesten und Verbitterung sich verlierenden Männer von der Strasse wegzuholen, durchgeführt werden. Durch verstehendes freundschaftliches Gespräch, durch gedankliche Auseinandersetzung mit ihren und der Welt Problemen hoffte er, sie aus ihrer Trotzhaltung zu lösen und durch vernünftige Arbeit im Gelände ihre leeren Stunden zu füllen.

Schon im Herbst 1931 wurde der erste Arbeitslosenkurs durchgeführt. Ein im Winter unbenütztes Parterrelokal einer Fremdenpension wurde gemietet, die finanziellen Mittel durch Kirche, gemeinnützige Vereine, Private und alle möglichen kleineren Aktionen zusammengetragen, freiwillige Helfer gesucht usw. Doch schon dieser erste Kurs bewies in überzeugendem Resultat den Wert solcher Arbeitslager. Noch im gleichen Winter reihten sich weitere fünf Kurse an, im Herbst 1932 wurde damit weitergefahren, die Öffentlichkeit begann sie zu beachten, dazu Stellung zu nehmen (positiv und negativ), und ab 1934 wurden sie vom Bund regelmässig subventioniert. Damit ward dem Hilfskomitee für die Arbeitslosen wenigstens diese eine finanzielle Sorge erleichtert, aber immer noch gab es schwere Hürden zu überwinden. Als im Winter 1932/33 die Kurse im Gange waren, weitere Anmeldungen vorlagen, war man auf dem Punkt angelangt, wo man einsah, dass der ganz provisorische Aufbau nicht mehr genügte. Ein Raum, ein Haus, das dauernd zur Verfügung stand und das man mit dem nötigen Behelfsmaterial ausrüsten konnte, war dringende Notwendigkeit geworden.

Man ging auf die Suche. Man prüfte, überlegte; schliesslich stand man vor einem leerstehenden «Stickerhemetli» auf luftiger, abgelegener Höhe, ohne Zufahrt, aber mit viel Umschwung. Es war billig zu haben, der im Schatten mächtiger Tannen liegende Boden galt nicht viel, und die Stickmaschine war bereits als Altmaterial verschrottet worden. Doch wenn man ohne Geld ist, ist auch ein billiges Objekt teuer.

Diskutierend, begutachtend wanderten dann die Mitglieder des Hilfskomitees für die Arbeitslosen um das Haus, betrachteten es von aussen und innen, zögerten mit dem Urteil, zweifelten, schüttelten die Köpfe und stapften dann den steilen, mit tiefem Nassschnee bedeckten Hang hinunter ins Dorf, wo man in der Pfarrhausstube noch beratend beisammensass — und — zustimmte! Der Wagemut des jungen Pfarrers, sein Vertrauen in Gottes Führung, der ihn auf diesen Platz gestellt und ihm die Augen geöffnet für das, was not tat, riss die andern mit. Der Kauf wurde beschlossen, getätigter, wenn auch ohne Geld, das Haus wurde in Besitz genommen, ganz bescheiden eingerichtet und am 1. Mai 1933 dem Betrieb übergeben.

Das eigene Heim für sozialen Dienst, der «Sonneblick», hatte den ersten Schritt ins Leben getan. Was es alles in der Folge noch zu erkämpfen und zu erringen galt, wie viele neue Probleme die schicksalschweren Vor-, Kriegs- und Nachkriegsjahre aufrollten, steht auf andern gewichtigeren Blättern.

Dies hier ist nur der Anfang: ein unscheinbares Sämlein wurde in ebenso unscheinbares, vertrocknetes Ackerland gelegt. Es keimte, es wuchs, es wurde zu einem mächtigen Baum, der seine Arme weit ausstreckt über Menschen von nah und fern, über Suchende und Bedrückte, über Müde und Einsame, über Mutlose und Entrechtete. Und wer immer in all den Jahren mit dem «Sonneblick» in Verbindung treten durfte, der ist als der reich Beschenkte in den Alltag zurückgekehrt.

Herisau, Clara Nef

Was ist Liebe?

Ein dänischer Freund schrieb mir: «Was ist Liebe? Diesen Begriff kann man ja von verschiedenen Seiten aus ansehen. Aber wir kommen nicht drum herum, dass sie die grösste Kraft ist, die dem

Da ist das Fragezeichen an uns Christen: sind wir am Ende darum so ungesegnet, weil wir dem Leid und dem Leiden einfach um jeden Preis aus dem Wege gehen wollen? Da ist ein zweites Fragezeichen an uns Christen: hängt nicht so viel von unserer persönlichen Not und der Not um uns her damit zusammen, dass wir immer noch und immer wieder Herren sein und Besitzer sein und spielen wollen, um keinen Preis aber Knechte Gottes? Da fragt ein drittes Fragezeichen: ist unser Christenleben wohl deshalb so wirkungslos, kraftlos, salzlos, lichtlos, weil wir zu viel seufzen und zu wenig loben und danken und anbeten?

O. Gemeinde, du bist reich, reich, unsagbar reich in der Todeswelt durch das Evangelium. Stärke dich immer neu mit dem vernommenen Tatsachenbericht. Und lebe aus diesem Reichtum heraus, damit verzweifelte Todeskandidaten durch dich aufgerichtet, Trostlose getröstet, Ermattete erquickt und Menschen, die nach dem ewigen Leben hungern, gesättigt werden.

Menschen gegeben ist, und dass sie kolossale Dinge ausrichten kann, wenn sie in positive Bahnen gelenkt wird, die der Menschheit dienen. Aber wie? Das Christentum hat doch in nun bald 2000 Jahren auf die Liebe hingewiesen und auf das Sichverstehen unter den Menschen und damit auch der Völker. Aber wie weit sind wir damit gekommen?»

Das sind die Zeilen eines primitiven wenngleich intelligenten Christen, wie sie der Denkungsweise der meisten auch im übrigen Europa entspricht. Darum ist das Beispiel gut geeignet, daran anzuknüpfen.

«Die Liebe, die grösste Kraft, die dem Menschen gegeben ist. Sie muss nur in positive Bahnen gelenkt werden.» Ist es wirklich so, das die Liebe eine Eigenschaft des Menschen ist, ihm von Natur aus angeboren? Und nur vielleicht weithin nicht in «positive Bahnen gelenkt»? Oder vielleicht verkümmert, wie man sagen könnte? Damit wäre ein einfaches Rezept gegeben. Man brauchte nur neu «auf die Liebe hinzuweisen», wie der Briefschreiber sagt; vielleicht in den Schulen, an den Universitäten, in öffentlichen Kundgebungen wieder an die Liebe zu erinnern, sie zu empfehlen, vielleicht auch zu befehlen, und alles würde gut in der Menschheit, jeder Zwist wäre besiegelt. Warum ist das nicht geschehen, oder nicht mit Erfolg? Warum hat das Christentum in den vergangenen 2000 Jahren kein Regiment der Liebe über die Erde bringen können?

Man ist heute daran, die Botschaft des Evangeliums zu definieren als Menschlichkeit. Darum gehe es, dass der Inhalt der Verkündigung Jesu Mitmenschlichkeit sei und also auch der gedrängte Sinn des Neuen Testaments.

Warum sollte man nicht darauf eingehen? Mitmenschlichkeit ist eine hohe Stufe über das Tierische hinaus. Von der Mitmenschlichkeit liesse sich auch sagen, dass sie dem Menschen inhärent (innwohnend) ist. Dass sie bewirkt, dass die Menschen in ihrem Zusammenleben nicht vom Egoismus sondern von der Rücksicht auf den andern, und dass die Völker in ihrem gegenseitigen Verhältnis nicht vom Machttrieb sondern von der Achtung voreinander bestimmt seien.

In einer echten Demokratie ist nun Mitmenschlichkeit tatsächlich das entscheidende Motiv. Man nimmt Rücksicht aufeinander und muss es, sonst kann die Demokratie nicht funktionieren. Mitmenschlichkeit ist gleichsam die Spielregel der Parteien, auch wenn sie sich bekämpfen. Der Volksentscheid wird respektiert. Und auch in rivalisierenden Strömungen wird möglichst die Tatsache ernst genommen, dass man es mit Menschen zu tun hat, denen man Toleranz

schuldig ist. Wobei hier auf das Problem der Minderheiten, die unter Umständen die eigentliche Mitmenschlichkeit vertreten, nicht eingegangen werden soll. Aber die Mitmenschlichkeit in einer Demokratie muss durch Gesetze und staatliche Mittel geschützt werden.

Wie kommt es, dass selbst das, was den Menschen als Menschen auszeichnet, das menschliche Verhältnis zueinander, ohne Gesetz nicht gelingen will, dass durch gebrechliche, immer wieder gefährdete innerstaatliche und internationale Verträge das Ausbrechen aus der Mitmenschlichkeit in rüde Unmenschlichkeit eingedämmt und, nicht immer mit Erfolg, verhindert werden muss?

Paulus hat es in Röm. 7, 18—20 so ausgedrückt: «Ich weiss, dass in mir, das ist in meinem Fleische, nichts Gutes wohnt. Denn das Wollen ist bei mir vorhanden, das Vollbringen des Guten aber nicht. Denn nicht das Gute, das ich will, tue ich, sondern das Böse, das ich nicht will, führe ich aus. Wenn ich aber das tue, was ich nicht will, so vollbringe nicht mehr ich es, sondern die Sünde, die in mir wohnt.» Es ist dieser rätselhafte Bruch in uns, der die Mitmenschlichkeit nicht zu ihrem Recht kommen lässt, sondern immer wieder, wider Willen, die Menschlichkeit verhindert. Darum muss die Welt unter dem Gesetz stehen, denn, wie Luther sagt: «Die Welt kann nicht mit dem Evangelium ‚regiert‘ werden, um der Sünde willen.»

Anders ist es mit der Liebe. Oder vielmehr: die Liebe ist anders. Die Gottesliebe! Sie ist ein Charisma — eine Gnadengabe. Sie ist mit Glaube und Hoffnung die tragende Kraft des Heiligen Geistes in der Gemeinde. Sie ist die grösste aller Gnadengaben, denn Glaube und Hoffnung werden in der Ewigkeit erfüllt sein, aber die Liebe wird bleiben. Das ewige Leben wird Liebe sein.

In der Kirche ist das Martyrium des Glaubens, das Glaubenszeugnis hervortretender gewesen als die Beweise der Liebe. Wenn gleich viel Hingabe, Entzagung, Einsatz und Aufopferung der «Heiligen» im Dienste der Liebe sichtbar waren. Aber heute, wo Glaube gegen Glaube steht, biblischer Glaube gegenüber zahllosen säkularen Glaubensformen, ist das Wort allein nicht mehr glaubwürdig. Die Liebe ist der Erweis der Glaubwürdigkeit des Glaubens, die Liebe, mit der Christus die Seinen geliebt hat, die nun Seine Liebe verströmen in die Welt hinein.

Wird die Liebe die Welt erobern? Sie ist ja nicht kriegerisch, sondern demütig. Aber sie ist das vorlaufende Zeichen der Welteroberung Christi. «Wo Liebe ist, da ist Gott», sagt Tolstoj. Wir müssen deutlicher sagen: Christus selbst ist Liebe. Und Seine Liebe in uns ist der Sieg über uns. Wo Menschen die Gnadengabe der Liebe

empfangen haben, da leuchtet schon ein Stück der zukünftigen Welt auf. Wo Menschen ihr Leben hingeben in Liebe für den Nächsten, da ist schon ein Morgenschein des kommenden Reiches sichtbar. Wo Menschen für die Liebe Zeugnis geben und für die Liebe auch den Kopf hinhalten, sind sie Pioniere der Herrschaft Christi, des Schöpfers des Neuen Himmels und der Neuen Erde, in denen Gerechtigkeit wohnt, die Gerechtigkeit der Liebe.

Zollikon, Otto Salomon (Otto Bruder)

Verborgene Fäden

Februar 1935. Schnee und Kälte halten die ganze Natur in ihrer eisigen Umklammerung. Aber nicht nur die Natur ist erstarrt. Handel und Wandel, Industrie und Gewerbe liegen bewegungslos darnieder. Eine Depression, wie wohl selten zuvor, schleicht wie ein kalter Nebel über die Länder. Verzagtheit und Angst haben den Schaffensgeist und die Unternehmungslust der Menschen gelähmt.

In einem Bergdorf in Graubünden sitzen ein Mann und seine Weggenossin in enger Stube einander gegenüber. Draussen heult der Sturm. Die Kinder schlafen. Sie haben sich im Schnee getummelt und ahnen nichts von den Sorgen ihrer Eltern. Die Eltern sind für sie noch die Allmächtigen, die Güte und Wärme ausströmen. Das lange Zwiegespräch zwischen Vater und Mutter ist beendet. Der Mann beugt sich über den Schreibblock, und die Feder schleicht bedächtig und zögernd über das Papier. Ihm gegenüber auf dem Bettrand sitzt die Frau und strickt. Die metallenen Nadeln klimpern leise ihr monotones Lied. Die flinken Finger bewegen sich, als müssten sie die Gedanken, die soeben besprochen wurden, hineinflechten in die Maschen des Strickzeuges. In der grossen Stille hört man das Atmen der Kinder.

Was war denn der Inhalt des soeben beendeten Dialoges? Es war ein Rückblick, eine Umschau, die die beiden Gatten zum Entschluss geführt hatte, die Heimat alsbald wieder zu verlassen und zurückzukehren über Land und Meer auf den vor wenigen Monaten verlassenen Arbeitsplatz. Dort drüben, über dem Ozean, wo die beiden viele Jahre gelebt und gewirkt hatten, hatten sie ihren Kindern oft von ihrer schönen Ursprungsheimat erzählt. Bei solchem Erzählen

wurde das Heimweh lebendig, und die Bilder der Jugend und der Heimat leuchteten in rosigem Licht. Oft sangen sie zusammen «es lebt in jeder Schweizerbrust ...». Die Kinder hörten begeistert zu und drängten diese Heimat zu schauen. So nach und nach reifte der Entschluss zu einem langen Heimurlaub, um liebe Angehörige zu begrüßen und den Kindern die Schönheit, das Wesen und die Sprache der Heimat zu zeigen und zu schenken. Man wollte ein Weilchen heraus aus diesem grossen Land, wo zwölf Millionen Arbeitslose Städte und Dörfer durchwanderten, sich an den Ufern der Flüsse und Ströme aus alten Blechkanistern und Treibholz Notbaracken errichteten und in Abfallkübeln herumstocherten.

Die Heimat, ja die Heimat, die war doch ganz anders. Und in der Tat sie war anders, anders als damals vor 15 Jahren. Sie war die grosse Enttäuschung. Die Besuche bei Freunden und Verwandten waren ganz anders als man drüben erträumt hatte. Allüberall diese Depression, dieser frostige Nebel. Auch hier Abertausende stellenlos und verbittert. Auch hier Stillstand und Resignation. Freunde und Gastgeber besannen sich, bevor sie jemanden zu Tische luden, denn Brot war allenthalben knapp und Löhne niedrig. Man sah Gäste lieber gehen als kommen. Man besann sich, ob man sich den Luxus leisten dürfe, zum Butterbrot auch noch Confitüre aufzutischen. Die Menschen verbarrikadierten sich gegen Zuzug und Besuch. Neben Bettlern und Hausierern wurden auch alle Fremden ausgesperrt. Wir waren Fremde geworden. Das Kreiskommando verlangte Nachzahlung der Militärsteuer unter Androhung von Gefängnis. Schulgeld und Kurtaxe wurden gefordert. Also schmolzen die Dollars zusammen wie Schnee im Föhnsturm. Je länger je mehr empfand man die in der Fremde so heissgeliebte Heimat so, wie Josef und Maria in jener grossen, heiligen Nacht Bethlehem empfanden. Kein Raum in der Herberge. Wie grosszügig kann der Mensch in der Fülle sein und wie kleinlich derselbe Mensch in Notzeit. Wie sehr wird der Wert des Menschen nach seinem Erfolg und seinem Reichtum bemessen.

Das war der Inhalt des soeben verstummtten Gesprächs in jener engen Kammer. Die goldene Feder setzte Buchstaben zu Wörtern und Sätzen zusammen, worin der gemeinsame Beschluss zum Ausdruck kam, zurückzukehren, ehe die schwindenden Reserven erschöpft waren.

Hoch über dem Bodensee sitzt am selben Februartag ein anderer Mann über dem Schreibblock. Trotz der späten Stunde gleitet seine Feder rasch und zügig über den Bogen. Schon die Schriftzüge verraten die Dynamik des Schreibers. Er hat es eilig. Als Hirte einer



grossen Herde, die ebenfalls auf karger Weide seine volle Hingabe in Anspruch nimmt, sind seine Tage bis zum Rand gefüllt. So nebenher, ganz ungewollt und ungesucht, hat er eine zweite Herde um sich gesammelt. Eine ganz, ganz andere, die ausserhalb des Kirchturmschattens steht. Sie ist nicht kirchlich gesinnt. In innerster Verbitterung und Auflehnung gegen alle menschlichen Einrichtungen ist sie in Gefahr, sich zu verlaufen und sich in extremen, revolutionären Gedanken zu verirren. Kein Wunder, dass junge Menschen auf der Eintrittsschwelle in die Mitgestaltung der Zukunft unzufrieden sind mit der trostlosen Lage der menschlichen Ordnung jener Tage. Gar zu viele Erhabene und Selbstgerechte empfanden nichts von dieser Not und sahen in jedem Arbeitslosen einen Taugenichts und Tagedieb. Die Jugend hat ein scharfes Sensorium für Recht und Billigkeit. Der berechtigte Anspruch auch zur Geltung zu kommen, auch jemand zu sein, etwas Tapferes zu schaffen, mitzugestalten war jener Jugend versagt. Sie waren die Ausgestossenen, die Ueberzähligen, die niemand wollte.

Eine solche Herde schwarzer Schafe hatte sich um den Hirten gesammelt. Für bescheidenes Obdach und magere Weide war dank vieler Gönner und Freunde gesorgt, aber gerade das allein vermochte die auseinanderstrebende Herde nicht zu verbinden. Je karger das Brot, um so stärker der Hunger nach geistiger Zugehörigkeit, nach Wärme, nach Liebe, Geborgenheit und Gemeinschaft. Es fehlte ein zweiter Hirt, um den Hunger zu stillen. Des Menschen Kraft ist begrenzt. Der starke Mann über dem Bodensee empfand diese Begrenzung und suchte deshalb eifrig nach einem Helfer. Auf seltsam gewundenen Wegen vernahm er von jenem anderen Mann, der eben im Begriffe war seine Heimat endgültig zu verlassen.

Der in Not und Eile geschriebene Brief brachte die beiden nach Herkunft und Temperament so verschiedenen Männer zusammen. Zum Zögern und Besinnen war keine Zeit. Auch Gott hat zuweilen Eile, wenn die Zeit erfüllt ist. Also wurde ein unverbindliches, befristetes Provisorium vereinbart. Provisorien haben es an sich, oft beständiger zu sein als besiegelte Verträge. So war es auch in dieser Blitzbegegnung in dunkler Zeit im alten, kalten Pfarrhaus über dem Bodensee.

Seither sind nocheinmal 35 Jahre dahingegangen wie eine Nachtwache. Aus der damaligen Notunterkunft für die schwarzen Schafe wurde ein stolzer Bau, ein gesegnetes Werk, ein Heim für Menschen aus vielen Ländern, die sich hier zu Arbeit, Besinnung, Aussprache und Erholung treffen. Es ist ein Bund geschlossen worden, der Menschen verschiedener Art und Herkunft über alle Schranken

ken und Grenzen hinweg verbindet. Nach Jahren enger Zusammenarbeit führten neue Aufgaben Hirt und Helfer auf getrennte Wege. Im Heim kamen und gingen nicht nur Gäste, sondern auch Hirten und Helfer. Sie alle sind sich irgendwie und irgendwo begegnet, haben gewirkt, sind weitergezogen und haben Spuren hinterlassen. Gott schenkte Nachwuchs und Ersatz. Junge Kräfte haben müde Hände abgelöst. Die beiden Männer von damals haben Schild und Speer in andere Hände gelegt. Die zweimal 35 Jahre sind nicht spurlos an ihnen vorbeigegangen. Sie sind von Alter und Schwachheit gezeichnet. Die Zeit ist nicht mehr fern, wo sie ihre ganze, verbrauchte Rüstung dem zu Füßen legen, der sie vor einem halben Jahrhundert ausgerüstet hatte, um Gottesdienst zu treiben. Die, welche heute mit reichen Gaben das Werk lenken und beschenken, folgen uns nach und werden abgelöst von neuen Generationen, die mit modernerem Rüstzeug und auf neue, dem Wandel angepasste Weise Gottesdienst betreiben werden.

Geheimnisvolle Fäden laufen kreuz und quer durch alles menschliche Gewebe. Sie binden und verbinden all unser Tun und Streben. Fürwahr verborgene Fäden.

Dreimalhunderttausend Stunden
sind entchwunden
wie ein Augenblick

und ich denke gerne
aus der Ferne
an die Zeit zurück

wo wir uns in schweren Stunden
über'm Bodensee gefunden
für den «Sonneblick».

Chur, Lucius Salzgeber

Shalom — Paul Vogt

Ich stehe vor den Schriftrollen von Qumran im Israelmuseum zu Jerusalem. Das ist jedesmal ein faszinierendes Erlebnis. Welche Geschichte diese Rollen doch widerspiegeln: die Geschichte Gottes

mit einem Volk, mit Seinem Volk. Peinlich genau und gewissenhaft wurden die Texte abgeschrieben und stimmen überraschend genau überein mit unserm modernen hebräischen Bibeltext. Sie wurden wieder und wieder vorgelesen, auseinander- und zusammengerollt und in Krisenzeiten sorgfältig versteckt. Fast zweitausend Jahre blieben sie nach der letzten Tragödie einer Verfolgung in einer Höhle verborgen. Ein unwahrscheinlicher Zufall brachte sie ans Tageslicht, bis sie am Ende einer abenteuerlichen Reise via New York im Israel-museum landeten.

Im Jesajatext — eine der wiedergefundenen Rollen — kommt ein Wort öfters vor, das seit Urzeiten bei den semitischen Völkern des Vorderen Orients als Gruss ausgesprochen wird: Shalom bei den Juden, Salem oder ähnlich bei den Nichtjuden. Shalom sagt hier jedermann und denkt dabei kaum mehr, als wenn wir bei uns einander grüssen. Oder vielleicht doch, weil Land und Volk bedroht sind und sich nach Frieden sehnen. Friede ist nicht mehr selbstverständlich heute. Er war es wohl nie und wird es nicht sein.

Shalom — Friede, Heil passt auf das Leben und Wirken von Paul Vogt. An diesem Begriff hat sich für ihn Entscheidendes ereignet. Für Israel verkörpert der Messias den Shalom, für die Kirche ist Christus der Inbegriff von Friede und Heil. Wo der Herr ernst genommen und wo Shalom, Heil und Friede, als in Ihm allein begründet erkannt wird, wird man leicht in Auseinandersetzungen hineingerissen, die man sicher nicht sucht und die weit über die eigene Person hinausgehen. Eine solche Auseinandersetzung wurde Paul Vogt aufgedrängt und aufgetragen, ähnlich wie den Propheten für eine bestimmte Zeit in einer bestimmten Situation Botschaften anvertraut wurden.

Von 1933 bis 1945 war Shalom kein farbloser Gruss und noch weniger war Shalom salonfähig. Mit Shalom gehörte man zu den Untermenschen mit dem gelben Stern, zu denen, die verschwinden mussten. Da war ja der andere lautstarke Prophet des 1000jährigen Reiches mit dem Anti-Shalom, seinem eigenen Heil und Frieden, das für Millionen Entsetzen und Verderben bedeutet. Er hat bekanntlich weiten Widerhall gefunden, auch bei uns. Es kam zu jener Auseinandersetzung, zu einer Scheidung der Geister. Paul Vogt wurde Sprachrohr, über das eine Botschaft lief, die des Shalom Gottes. Es ging um das verfolgte Israel, das nach Heil und Frieden hungerte, aber Hass und Unheil erntete. Es ging um die Kirche und ihr Verhältnis zu Israel, um ihr merkwürdig reserviertes und kühles Verhalten zu ihm. Shalom zu verkündigen und dafür zu kämpfen gehört zum ständigen Auftrag Gottes an die Seinen, fast

zur Routine ihrer Existenz. Es gehört so selbstverständlich dazu, dass Wort und Sache des Friedens ihre Farbe und ihre Konturen verlieren. Israel aber wird von der Kirche oft ausgeklammert, als ob das Alte Testament nicht mit dem Neuen die Bibel bildete. Darauf hat sich Paul Vogt nie eingelassen.

Shalom gehört seit jeher so sehr in den Alltag des Volkes Israel vom Alten Testament bis heute, dass es einer der abgegriffensten Ausdrücke geworden ist. Er bedeutet einfach Wohlsein, Glück, Gesundheit, einen vertraglich geregelten Zustand. Dies alles wünscht man sich selber und den Mitmenschen leicht und gern. Sicher wurde man sich manchmal bewusst, dass Shalom eigentlich von Gott kam und von ihm erbeten werden sollte. Dann kommt es in der Geschichte Israels plötzlich zu Ereignissen und Situationen, die das so banale Routinewort Shalom aus der Eintönigkeit herausheben und ihm Klang und Farbe geben, die die Menschen zum Aufhorchen und Hinsehen zwingen. Da betet einer den Psalm 85 und lobt Gott: Gnade und Treue begegnen einander, Gerechtigkeit und Friede küssen sich, Hilfe, Heil, Shalom Gottes ist nahe. Hier leuchtet Shalom hell als eine Gnade Gottes.

Ganz anders bei den Propheten Micha, Jeremia und Ezechiel. Hier kommt es zum Zusammenstoss mit falschen Propheten. Sie versprechen und verkündigen Heil und Frieden. Aber es ist Falschmünzerei, was sie anbieten. Die zuhörende Gemeinde wird mit Illusionen und betrügerischen Hoffnungen gespiesen. Betrug unter Anrufung Gottes! Da können die Propheten Gottes nicht schweigen: «sie reden von Shalom, aber es ist doch kein Shalom»! Wie sollte es Heil und Frieden geben, wo Gott nicht dabei ist? Wieviel hat es Jeremia gekostet, gegen alle fremde Botschaft die Botschaft Gottes auszurichten, allein zu stehen und allein sein Wort zu sagen. Zum Verzweifeln schwer lastete auf ihm der Auftrag Gottes. Nur selten durfte er Shalom verkündigen. Seinen Gehorsam hat er teuer bezahlt. Am Schluss war er von allen isoliert und hatte endlich im Kerker überhaupt keine Möglichkeit der Verkündigung mehr. An ihm wurde deutlich, dass Gott allein über Shalom, Heil und Frieden, verfügt und keinesfalls Menschen, nicht einmal ein Prophet Gottes. Welch ein Konflikt!

Im zweiten und dritten Teil des Jesaia dagegen schwingt Shalom weit und tröstlich: Shalom könnte sein wie ein Wasserstrom und dein Heil wie Meereswellen, wenn du auf meine Worte achtetest. Der Bund meines Friedens soll nicht dahinfallen. Seine Herrschaft ist gross und des Friedens kein Ende. Friede wird deine Obrigkeit sein. Shalom, Shalom den Fernen und den Nahen.

Bei Jesaia und Sacharja ist Shalom Teil des kommenden Reiches Gottes. Dort wird ewiger Friede und Heil sein. Deshalb ist der Messias, der Gesalbte und Gesandte Gottes der König von Zion, der Friede und Heil schaffen wird.

Dies ist Shalom im Alten Testament, und doch sind wir schon mitten im Neuen: Er, Christus, ist unser Shalom, unser Friede und unser Heil. Weil Christus wirklich Shalom ist, hat Paul Vogt es gewagt, für das Volk einzustehen, für welches Gott Gedanken des Friedens und nicht des Unheils hat. Er hat für die Verachteten und Beleidigten von damals, die Juden, seine ganze Persönlichkeit eingesetzt, weil sein ganzer Glaube ihn dazu zwang, weil er seinem Herrn gehorchen musste. Er hat nun einmal den Auftrag bekommen, laut und deutlich Shalom Gottes und Gottes allein zu proklamieren im Gegensatz zum Unheil des 1000jährigen Reiches und seiner falschen Propheten. Er hat während der ihm für diesen besonderen Auftrag bestimmten Zeit Entscheidendes geleistet. Er hat lange fast allein gekämpft, und es schien manchmal, er verzehre sich rasch wie eine Kerze, die an zwei Enden brennt. Er hat sich nicht verzehrt, aber viele begreifen gelehrt, dass es zwischen dem Heil Hitlers und dem Shalom Gottes nichts Gemeinsames und keinen Kompromiss geben konnte. Wer sich für den Shalom Gottes entschied, entschied sich für einen Aktivdienst, nämlich den Kampf gegen die Diskriminierung der Juden, gegen die feige Passivität angesichts von Auschwitz oder Treblinka oder auch gegen das falsche Argument, das Boot sei voll und die Schweiz könne keine Flüchtlinge mehr aufnehmen und vor den Gaskammern retten. — Der Shalom Gottes verpflichtet auch heute noch.

Viele, unter ihnen ich selber, verdanken dem schweizerischen Flüchtlingspfarrer, dass sie mit ihm in jener Situation etwas klarer sehen gelernt haben, hoffentlich auch in der Gegenwart. Deshalb freut es mich, dem 70jährigen gerade aus Jerusalem «Shalom Paul Vogt» wünschen zu dürfen.

Jerusalem, im April 1970, Hans Schaffert

Bitten

Lass mich nicht vergeblich leben,
Lass ein kleines Licht mich sein.
Licht von Deinem Licht zu geben
In die dunkle Welt hinein.

Lass ein Körnlein Salz mich werden
Mit der Würze Deiner Kraft,
Die auf dieser armen Erden
Hoffnung, Heil und Hilfe schafft.

Lass mich nie an mich nur denken
Und den Bruder übersehn.
Hilf mir, ganz mich zu verschenken
Und den Weg des Meisters gehn.

Lass mich sterben, um zu leben,
Nimm mich fest in Deine Zucht.
Schöpfer, wirk in Deinen Reben
Deinem Reiche eine Frucht.

Paul Vogt

Christus darf uns nicht länger nur Idee bleiben. Glaube darf uns nicht länger in Formen und Formeln erstarren. Wir sind berufen, um mit Barmherzigkeit Eis zum Schmelzen zu bringen. Nicht zum Gefrieren und Gefrierenlassen sind wir Christen da, sondern um aufgetaut zu werden und um aufzutauen.

Der Tod ist zu Tode getroffen. Der Ostersieg hat ein anderes Ziel für uns Menschen offenbar gemacht. Nicht Todesdunkel, sondern Licht und Herrlichkeit. Der Ostersieg hat ein anderes Werk für uns Menschen offenbar gemacht. Nicht Zerstörung, sondern ewiges Leben und Auferstehung von den Toten. Der Ostersieg hat einen anderen Zug offenbar gemacht. Nicht Trauerzug auf der Linie vom Leben zum Tod. Sondern Triumphzug des Lebensfürsten vom Tod zum Leben.

«Wahrhaftig ein Israeliter»

Die Antwort auf die Frage, was Paulus Vogt mir bedeute, könnte ich mir einfach machen, indem ich eben daran erinnerte, dass er Paulus heisst. Allzuleicht aber möchte ich es mir nicht machen. Herleiten möchte ich allerdings das Besondere vom Namen, indem ich an des gleichnamigen Apostels Wort erinnere: «Wessen sich etwa einer erdreistet, dessen, das sage ich in Torheit, erdreiste ich mich auch. Hebräer sind sie? ich auch! Israeliter sind sie? ich auch! Same Abrahams sind sie? ich auch!» (2. Kor. 11, 21b/22.)

Von den tausend und abertausend deutschen Juden oder jüdischen Deutschen, die in die Schweiz geflüchtet sind, sind später, ich weiss nicht wie viele, eingebürgert worden. Damit haben sie aufgehört, so deutsche Juden wie jüdische Deutsche zu sein. Sie sind Eidgenossen und Eidgenossinnen. Sind sie aber, wissend was sie sind, Leute Christi, dann sind sie gleich Paulus — und nun meine ich den lieben Jubilaren wie den Apostel — «Israeliter».

Das beinahe Verzweifelte an der neuesten Geschichte des Gottesvolkes scheint mir zu sein, dass die entscheidende Frage, auch von uns mitten in der Kirche, immer wieder falsch gestellt wird. Abgesehen davon, dass es aussichtslos erscheint, ethnologisch zu fixieren, «wer ein Jude ist», ist es und war es schon zu Jesu Zeiten völlig uninteressant.

Sagt man mit Ueberlegung Hebräer, hat man bereits den Schritt vom Stammesverband zur Sprachgemeinschaft getan. Die Konsequenzen dieses Schrittes dürften so ernstzunehmen sein wie die Gründe, die ihn veranlassten. Weil das Hebräische Sprache der Bibel ist, könnte das, ob gewollt oder ungewollt, mehr als nur staatsbildende, es müsste eines Tages missionarische Folgen haben. Denn es müsste aus denen, die sich bis dahin nur für «Hebräer», vielleicht sogar nur für «Juden» gehalten haben, «Israeliter», an denen «kein Fehl» ist, machen, also aus dem «Samen Abrahams», dem sich auch der Apostel zurechnet, «Kinder Abrahams», welche beide Jesus (Joh. 8, 31—59) bereits in aller denkbaren Schärfe unterschieden hat, nachdem er seinen aufbegehrenden Gesprächspartnern mit unüberhörbarer Ironie zugestimmt hat:

«Ich weiss, dass ihr Same Abrahams seid.»

Aber was ist damit schon gewonnen, wenn wir daraus nicht die heilsame Konsequenz ziehen, alles, was in unseren Kräften steht, zu unternehmen, uns aus dem «Samen» zu «Kindern» nicht nur zu entwickeln, weil das weniger verheissungsvoll wäre, sondern erziehen (paideuein) zu lassen?

Dass Paulus Vogt nicht sagen kann, er sei ein Jude, schmerzt mich kein bisschen. Dass er das Hebräische erlernt, als heilige Sprache erkannt und immer in Ehren gehalten hat und sich darum einen «Hebräer» nennen darf, erweckt meinen Neid, weil ich, damals ahnungsloser Jüngling, mein Schulhebräisch mit dem Abitur und seinen Qualen unverzüglich zu vergessen begann.

Dass sich Paulus Vogt einen «Israeliter» nennen darf, macht ihn mir auf besondere Weise zum Bruder und gerade zum Bruder in Christo.

Immer wieder wird gerade unsereins gefragt, wie man, wenn überhaupt, unter den meisten ziemlich gedankenlos noch so genannten «Juden» missionieren könnte, dürfte, sollte. Ich weiss keine bessere Antwort als die, die ich vor Jahren einmal auf einer Arbeitstagung der Jüdisch-Christlichen Arbeitsgemeinschaft (in Würzburg!) geben durfte: weist sie auf Abraham hin!

Freilich kann es einem gerade unter solchen, die sich Christen nennen, geschehen, dass sie abwehrend die Hände erheben, sobald die Rede auf Abrahams in der Tat Entsetzen erregende Opferbereitschaft kommt. Solche freilich kann man dann nur fragen, wie sie selber das grauenvolle Geschehen auf Golgatha überlebt haben? Von Abraham können wir wenigstens sagen, er habe gehorcht. In seiner Entsetzen erregenden Opferbereitschaft geht es ja um den «Gehorsam» als den entscheidenden Akt des Glaubens.

Gott der Herr aber, der Seinen eingeborenen Sohn am Kreuz geopfert hat — «Vater, willst du, so nimm diesen Kelch von mir; doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe» — Gott der Herr brachte das Opfer nicht aus Gehorsam, sondern aus Seinem uneingeschränkt freien Willen! Der Weg nach Golgatha, auch der des sogenannten Heidenchristen, sollte dort beginnen, wo sich Abraham «aufmachte und ging an den Ort, den ihm Gott gesagt hatte».

Dass Paulus Vogt das Evangelium in dieser Weise unverfälscht verkündigt, hat ihn mir zum Bruder «Israeliter» gemacht. Denn so habe ich meine eigene Taufe — am 1. Advent 1936 in der St. Margarethenkirche in Binningen — verstanden. Durch sie bin ich endlich zu einem «Israeliter» geworden. Des zum Zeugnis liess ich mir vor versammelten Zeugen, unter denen der kürzlich heimgegangene Alt-testamentler Walther Baumgartner gewesen ist, laut und deutlich die neuen Namen «Jakob Werther» ansagen, nach dem Urgrossvater Jakob Werther Würzburger sive Bamberger, Tuchhändler in Bayreuth, dem letzten «Schutzjuden» aus unserer Familie.

Albisbrunn, K. J. W. Würzburger

Hinweise

Die Segel setzen bedeutet für ein diakonisches Werk auch, Treuhänder sein gegenüber dem grossen Freundes- und Geberkreis. Wenn jetzt 30 000 Franken aus den Passiven verschwinden durften und damit eine Hypothek der Pfarrerpensionskasse des Kantons St. Gallen zurückerstattet werden konnte, bedeutet dies mehr als, dass wir jetzt zinsfrei weiterarbeiten dürfen.

Ein grosser Betrag, der uns ein willkommener Beistand war im nötigen Ausbau des Heimes, fliesst wieder zurück und kann damit anderen Werken zur Verfügung gestellt werden, die einer Hilfe bedürfen.

Dringlich wurde in den letzten Jahren nach einem zeitgemässen soliden Brandschutz gerufen. Man hat es sich nicht leicht gemacht. Die zuständigen Fachleute wurden herbeizogen. Das Nötige ist veranlasst worden, und man bezeugt uns, dass heute vorgekehrt ist, was verantwortbar ist gegenüber den vielen Gästen, die jahraus, jahrein beherbergt werden, und gegenüber der Hausfamilie, die ihren Dauerdienst leistet.

Im 36. Jahresbericht war auf die Malerarbeiten an der Aussenseite vom «Sonneblick II» mit seinem neuen Speisesaal hingewiesen worden. Wir liessen uns vom Fachmann beraten, der ein volles Trocknen der neuen Schindeln befürwortete. Deshalb kann erst im Laufe des kommenden Sommers an die Aufgabe herangetreten werden. Die letztes Jahr vorgenommene Rückstellung in der Rechnung bleibt aus diesem Grunde nochmals reserviert.

Für die Treue zum «Sonneblick» sei auch den Sammlern des «Sonneblickatzens», den dienstbaren Geistern der Hausfamilie und den vielen freiwilligen Kräften herzlich gedankt.

Gedankt sei auch für viele Gaben, die aus vielen Trauerhäusern flossen und an Stelle von Blumen nun Lebenden dienen dürfen.

Die Zitate sind Predigtworte, die Paul Vogt unter dem Titel «Rufe in die Zeit» im Jahr 1944 zugunsten der Flüchtlingshilfe herausgebracht hat.

Die Flugaufnahmen vom «Sonneblick» wurden von der Firma Scania S. A., Cointrin, freundlicherweise zur Verfügung gestellt.

Stiftungsrat 1969/70

- * D. Paul Vogt, alt Flüchtlingspfarrer, Grüschi, Ehrenpräsident
- * Pfr. Vittorio Arsuffi, Rheineck, Präsident
Nationalrat Walter Gerosa, Blaukreuzagent, Balgach,
Vizepräsident
- * Frau Sophie Moser-Nef, Herisau, Kassierin
Armin Byland-Rey, Aarau, Vertrauensmann
der Diakonischen Schwesternschaft Braunwald
Pfr. Hans Bopp, Suhr, Abgeordneter durch den Reformierten
Kirchenrat des Kantons Aargau
Pfr. Viktor Brunner, Taubstummenseelsorger, St. Gallen
Fräulein Marianne Danzeisen, Biel
Walter Franke, Metallwarenfabrik, Aarburg
Pfr. Dr. Adolf Freudenberg, Heilsberg, Bad Vilbel
Fritz Frischknecht, Blaukreuzagent, Bühler
- * Frau Gertrud Frischknecht-Zürcher, Bühler
Pfr. Hans Graf-Weiss, Birmensdorf
Paul Grauer-Siegl, Degersheim
Frau Grithli Hilty-Bihler, Grabs
- * a. Regierungsrat Werner Hohl, Moos, Walzenhausen
Prediger Erich Kämpf, Evangelisch-methodistische Kirche,
Herisau
Frau Dr. Gertrud Kurz-Hohl, Bern
Albin Niederer, Kirchenrat des Kantons Appenzell AR,
Wolfhalden
Frau Pfr. V. Pfenninger-Stadler, Pfaffhausen
- * Frau E. Sallmann-Stehli, Amriswil
- * Lucius Salzgeber-Gredig, a. Fürsorger, Chur
a. Pfr. Karl Schaltegger, Amriswil
Jakob Schegg, Lehrer, Grabs, Aktuar
Fräulein Isa Staehelin, Obersommeri
Diakon Paul-Rudolf Vogt-Ragettli, Blaukreuzagent, Zizers
Frau Pfr. Sophie Vogt-Brenner, Grüschi
Pfr. Hans Walt, Kirchenrat des Kantons St. Gallen, Buchs SG
Pfr. Peter Walter, Gelterkinden BL
- * Heinrich Weiss-Petitpierre, Birmensdorf
Pfr. Abraham Würsten, St. Peterzell
Traugott Zingerli, Gärnermeister, Frauenfeld

Die mit * bezeichneten Stiftungsratsmitglieder bilden die Hauskommission.

Ehrenmitglieder:

Fräulein Clara Nef, Heriau
Frau Sophie Moser-Nef, Herisau

Rechnungsrevisoren:

Herr F. Hubeli-Weder, Heerbrugg
Herr Ernst Walser, Posthalter, Walzenhausen

Hausmutter:

Sr. Margrit Wanner, Tel. (071) 44 17 11

Jahres-Kalender

1970

12. — 26. Oktober
19. Besinnungszeit des Christlichen Friedensdienstes für Kriegsgeschädigte

31. Oktober / 1. November
Wochenende des Blauen Kreuzes

2. — 7. November
40. Besinnungswoche für Trunkgebundene

23. November — 2. Dezember
Adventswoche für Gebrechliche

7. — 16. Dezember
Adventswoche für alte Rheintaler

1971

25. Dezember 1970 — 3. Januar 1971
33. Weihnachtswoche für alte Appenzeller

7. — 16. Januar
Neujahrswöche für alte Gemeindeglieder aus St. Gallen (Zentrum und Ost)

21. — 30. Januar
Besinnungswoche für alte Gemeindeglieder aus St. Gallen-West und Toggenburg

13./14. Februar
Wochenende des Blauen Kreuzes
15. — 20. Februar
41. Besinnungswoche für Trunkgebundene
27. März — 5. April
Palmsonntagswoche für schwerhörige Gemeindeglieder
13. — 22. Mai
Himmelfahrtswoche für Gebrechliche
16. Mai Sonntag
Jahresfest
29. — 31. Mai
Pfingsttagung der ASPR
1. — 10. Juni
Pfingstwoche für Gebrechliche

Jahresrechnung der Stiftung

vom 1. Mai 1969 bis 30. April 1970

Evangelisches Sozialheim «Sonneblick» Walzenhausen
Postcheckkonto 90-6476

Einnahmen

Saldo am 1. Mai 1969

Ausgaben

Zuwendung von Gaben an		
Haus und Hilfskassen	16 430.65	
Restzahlung an Saalbau und Umgebung .	48 185.25	
Rückzahlung von Hypothek Neubau . .	30 000.—	
Zins für 1 Jahr und 5 Monate	1 946.25	
Drucksachen	4 351.—	
Porti, Spesen	<u>1 345.95</u>	102 259.10
Ausgangssaldo am 30. April 1970		
Kassa	24.35	
Postcheckkonto	17 449.45	
Sparhefte d. App. A.Rh. Kantonalbank .	<u>48 772.95</u>	66 246.75
Total Ausgaben		<u>168 505.85</u>

Bilanz

Aktiven		
Immobilien	27 500.—	
Mobilien	1.—	
Kassa	24.35	
Postcheckkonto	17 449.45	
Sparhefte d. App. A.Rh. Kantonalbank	<u>48 772.95</u>	
		<u>93 747.75</u>

Passiven

Passiven		
Darlehen zinslos	14 000.—	
Anteilscheine	14 060.—	
Reserve für Bemalung des oberen Hauses	25 000.—	
Reserve für Feuerschutzanlagen	10 000.—	
Vermögen	<u>30 687.75</u>	
		<u>93 747.75</u>

Hilfskasse für erholungsbedürftige Schweizer

Evangelisches Sozialheim «Sonneblick» Walzenhausen
Postcheckkonto 90-6476

Einnahmen

Bestand am 1. Mai 1969	9 067.20
1/2 Gaben von Abendrot-Abonnenten	7 638.05
Zuwendung aus Gabenkonto	120.85
Zins und Rückvergütung der Verrechnungssteuer	328.70
	<hr/>
	17 154.80

Ausgaben

Unterstützungen	6 458.90
Bestand am 30. April 1970 laut Sparheft der App. A.Rh. Kantonalbank	10 695.90
	<hr/>
	17 154.80

Hauswirtschafts-Rechnung 1969/70

Postcheckkonto: 90-8831 «Sonneblick»-Haushaltung

Einnahmen

Pensionen und einzelne Mahlzeiten	106 235.—
Liebesgaben	15 522.75
Total Einnahmen	<hr/> 121 757.75

Ausgaben

Lebensmittel	37 554.80
Reinigung, Wäsche	1 504.80
Anschaffungen, Reparaturen	10 695.85
Frachten, Porti	1 469.80
Telephon	2 229.40
Strom, Heizung, Wasser	10 235.75
Karten, Bücher, Zeitungen	1 718.—
Löhne	33 954.90
Allgemeine Unkosten	19 010.80
Total Ausgaben	<hr/> 118 374.10

Aktiven

Barbestände:

Passiven

Kreditoren laut Aufstellung	63 964.97
Vermögen am 30. April 1970	21 465.63
	85 430.60

Freiplatzhilfe

Evangelisches Sozialheim «Sonneblick» Walzenhausen
Postcheckkonto 90-10762

Freiplatz-Konto

Stand am 1. Mai 1969	26 539.57
Verkauf von Büchlein und Gaben	20 903.40
$\frac{1}{2}$ Spende von Abendrot-Abonnenten	7 638.05
	<hr/>
	55 081.02
Aufwendungen	24 169.—
	<hr/>
Verbleibt (auf Kreditoren)	30 912.02

Revisorenbericht

Die Unterzeichneten haben die Jahresrechnung der Stiftung Evangelisches Sozialheim «Sonneblick», Walzenhausen, geführt seit 32 Jahren mit noch erstaunlichem Einsatz durch Frau S. Moser-Nef, Herisau, geprüft. Die Stichproben zeigten einen auf 30. April 1970 sauber und korrekt ausgewiesenen Abschluss.

Der heutige Stand der Freiplatzhilfe steht erfreulich hoch zu Buch und wird dem Sozialheim ermöglichen, erneut vielen belasteten Menschen, die sich in finanziell gedrückter Lage befinden, helfen zu können.

Der Hauswirtschaftskasse war es vergönnt, mancherlei notwendige Anschaffungen und Reparaturen in der Höhe von rund 10 000 Franken zu bewältigen. Auch diese Unterlagen wurden sauber und klar ausgewiesen.

Erstaunlich hohe Beiträge durften als Gaben, Testate oder Kollektien gebucht werden. Wir beantragen dem Stiftungsrat:

1. Genehmigung der Jahresrechnung pro 1969 unter bester Verdankung an die Rechnungsführerinnen für die gewissenhafte und sauber geleistete Arbeit.

2. Es sei der gesamten Heimleitung und ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der beste Dank für ihren aufopfernden Dienst im Sozialheim «Sonneblick» auszusprechen.

Heerbrugg, Walzenhausen, 20. Mai 1970

Die Rechnungsrevisoren: E. Walser, F. Hubeli

NUR
WER
DIE
HERZEN
BEWEGT
BEWEGT
DIE
WELT

WIECHERT